



1922

## Die andern Tage

Vicki Baum

Follow this and additional works at: <https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction>



Part of the [German Literature Commons](#)

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Baum, Vicki, "Die andern Tage" (1922). *Prose Fiction*. 476.  
<https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction/476>

This Article is brought to you for free and open access by the Sophie at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Prose Fiction by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

# Die andern Tage

Novellen

von

Vicki Baum



---

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Berlin und Leipzig

1922

549439-B.



Thomas Mann  
in Verehrung zugeeignet

\*

Alle Rechte vorbehalten.  
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

\*

\* Inhalt \*

Raffael Gutmann.....	9
Das Foch.....	65
Hunger.....	149
Das Wunder.....	207
Der letzte Tag.....	255

\*

Raffael Gutmann

Noch immer ließ der Blinde seine Hand auf den Tasten liegen, hielt den veratmenden Ton fest, bis er zitternd entschlief. Nun war es zu Ende.

Raffael saß beim Fenster, reglos in die letzte Helle des Tages geneigt, und horchte den Tönen nach, die schon verklungen waren. Seine Lippen waren geöffnet in einem fast kindlichen Staunen und bebten ganz schwach. Manes richtete die verlöschten Augen nach ihm und sagte: »So ist Beethoven — Raffael . . .«

Raffael schwieg so tief; Manes konnte seinen Atem hören und daß er einmal einen trocken schluchzenden Laut sprach, der sich nicht bis zum Wort formte. Dämmerung floß breit ins Zimmer, schliff Kanten und Ecken rund, füllte schwarz die Winkel und schluckte ein, was hell war und funkelte. Nur Raffaels Kopf blieb scharf umzeichnet in der Helle des Fensters: mit dunklen Augen, schön in der frühen Reife seiner fünfzehn Jahre und durchsichtig in einem inneren Leuchten. Über Dächer her kam die Stimme der Stadt, abendlich, und machte die Stille des Zimmers noch tiefer. An der Wand schloß das Harmonium, am Tisch lagen die ungefügten großen Bücher mit der Blindenschrift und das kleine blaue Heft, in dem die ersten Ak-

forde, die Raffael gefunden hatte, schief und vorgeneigt über die Notenlinien taumelten. Manes löste mit einemmal die weißen Blindenhände vom Klavier und hob den Kopf, schon hörte er einen Schritt auf der Treppe, den leichten, schwingenden Bühnenschritt der Sängerin Corinna.

»Corinna — « sagte er und mußte lächeln, und auch Raffael's ernsthaftes Gesicht wurde lichter.

»Ich glaube, es ist schon finster; zünde die Lampe an, Raffael; sie kommt; jetzt kommt sie.«

»Nein — läßt es so; dämmerig mag ich's gerne, « sagte Corinna und stand schon in der Tür; ihr kleines Gesicht lag zärtlich in den billigen Pelztragen gebettet. »Ich bin durch die Stadt gegangen, da sind alle Lampen angezündet, da brennen alle Lichter und die Leute haben so neugierige Augen. Laßt es so; bei euch muß es ein bißchen dunkel sein, das ist hübsch und richtig.«

Raffael stand am Fenster und schaute sie an; seine Hände, große Bubenhände mit langen Fingern, hingen links hinab; seine Stirne überzog sich mit einer plötzlichen, leuchtenden Blässe, als Corinna sagte: »Wir wollen arbeiten, Manes, wir wollen singen. Fidelio —. Nachher dürft ihr auch in die Oper; ich habe euch Karten mitgebracht. — Fidelio —!« setzte sie nach einer Weile hinzu und lachte leise vor sich hin. »Den Fidelio studiert man und einen dritten Pagen darf man singen; es macht nichts; es macht nichts. Meine Zeit wird auch kommen, nicht wahr, Manes, nicht wahr, du, kleiner Raffael?«

»Ja, Corinna, « sagte Manes; aber Raffael konnte nur schweigen. Der erste Ton verwandelte Corinna ganz; ihr Mund tiefte sich, ihre Schultern stellten sich empor, sie wuchs und alles Weiche verschwand aus dem Gesicht. »O namen — namenlose Freude!« sang sie, und ihre Stimme trug Glockenklingen in sich. Im Dunkeln neigte sich der Blinde über die Tasten und holte den großen Jubel des Duettes aus dem Instrument. Raffael hielt die Finger fest ineinandergepreßt und horchte. Er hatte eine seltsame, fanatische Art, Musik in sich aufzusaugen, sie schmerzhaft und fast verzweifelt inbrünstig in sich einzutrinken. Was er hörte, wollte er sich erobern, es ganz kennen, daß es ihm zu eigen war, unverlierbar und für alle Zeit. Für später — dachte es dunkel in ihm, und es war eine große Angst dabei.

Es war ganz finster im Zimmer, als Corinna endete; aus einem Dachfenster jenseits der schmalen Straße tropfte ein wenig Schein und blieb ihr an Wimpern und Händen hängen. Das sah der Blinde nicht, aber er hörte sie heftig atmen, und ganz fein zitterten die Blätter der Noten in ihren Fingern. »Noch ein Lied, Corinna? Ein kleines Lied, damit wir in die Welt zurückfinden?«

»Das Volkslied vom Schwesterlein?«

Raffael stieß sich vor und drängte seine Hände ans Klavier und stammelte atemlos und kindlich: »Ich! Ich! Darf ich? Ich habe es gelernt! Darf ich es begleiten? Nachmittag habe ich es geübt, auf dem Harmonium im Tempel, wie niemand da war — darf ich?«

»Nun, nun, Kleiner Raffael —« sagte Corinna und lächelte spöttisch mitleidig über sein Knabenhaupt hin; sie legte eine Hand auf seine Schulter, indes er spielte, und sie sang es ganz schwebend: »Schwesterlein? Schwesterlein? Wann gehen wir nach Haus?« Eine Uhr mahnte mit hellem, altnodischem Schlag in das Lied.

»Zeit, in die Oper zu gehen,« sagte Manes und ließ seine sehenden Finger am Zifferblatt der Taschenuhr spielen. Das Mädchen kam mit der Lampe und drängte Alltags herein, Corinna preßte die Hände an die erhitzten Wangen, immer bebte es blond um ihre Schläfen. Raffael liebte sehr die kleine Bewegung, mit der sie oft das Haar zurückwrich. Schwesterlein? Schwesterlein? Klang es in ihm.

»Hier sind die Karten,« sagte Corinna; »ich gehe mit euch bis zur Oper.«

»Sie sind gut zu uns —« sagte Manes ungewiß.

»Gut? Wir sind doch Freunde — Manes? Sind wir Freunde?« fragte sie und schaute sonderbar dringlich in seine blinden Augen, die er schloß wie vor zu großer Helle. Raffael brachte die Überkleider, er half dem Blinden beim Ankleiden und bot ihm mit einer langgewohnten Gebärde die Schulter zur Stütze. »Was ist mit dir?« fragte Manes, der ihn unter dem dünnen Mantel verhalten beben spürte.

»Ich weiß es nicht —« sagte Raffael leise; »— so viel Musik. So viel Musik. Manchmal ist alles wie geträumt. Beethoven und Corinnas Lieder und daß wir in die Oper

gehen. Wie komme ich denn hierher? Manchmal ist es wie ohne Weg — aber das sagt sich nicht . . .«

»Ja, Raffael, wie kommst du hierher? Erzähle es mir,« sagte Corinna, sie legte leicht ihre Hand auf seinen freien Arm und ihre Augen streichelten ihn fast mütterhaft. »Ich kenne euch beide nur zusammen — aber wie kamst du hierher?« Sie streckte ihr Kinn über den verschneiten Weg, in den sie eingebogen waren, und fragte leiser: »Macht es einem fünfzehnjährigen Jungen denn Freude, die stillen Wege der Blinden zu gehen?«

»Ihm macht es Freude. Aber Ihnen, Corinna?« sagte Manes.

»Auch mir. Wissen Sie noch, wie ich euch zuerst fand? Ich sang in der Messe, da sah ich euch, ihr sahet so verschüchtert und zusammengedrückt auf der Empore. Ich dachte mir: es sind Juden, sie fürchten sich in der Kirche, und doch möchten sie die Messe hören; es sind Musiker, das sieht man an ihrem Zuhören — auch an Ihren Händen sah ich es, Manes; und nachher sprach ich euch an. Ja, ich bin toll.«

»Nachher sprachen Sie uns an —« sagte Manes und begann zu lächeln. Auch Corinna lächelte nun, sie ließ Raffaels Arm los und ging auf die andere Seite und legte ihren Arm in den des Blinden. Sie schritten am vereisten Flußstrand hin, die Schritte waren stumm im Schnee, auch der Lärm der Stadt schien fern und verhüllt.

»Ich will es erzählen,« sagte Raffael unerwartet, so daß Manes die blinden Augen voll auf ihn wendete. »Ich



will von der Kindheit erzählen und vom Weg — es ist mir alles so wirr und weglos — vielleicht, daß es klarer wird, wenn man es sagt —? Daß ich selbst es besser sehe, wie ich hierher kam und in die Messe — und zu Corinna? Er zögerte, einen Augenblick über sich selbst gebeugt, bevor er begann:

»Daß ich ein Kind war, scheint mir lange her, lange. Ich weiß noch, daß es früher einmal immer dunkel war. Dunkel in der schmalen Judengasse, dunkel im Trödel-laden meines Vaters, dunkel in der kleinen Stube und in der Küche, wo wir schliefen, ich und mein kranker Bruder. Nur am kleinen Judenplatz, oben bei der Treppengasse, da war es heller, und manchmal, zu Mittag, lag ein bißchen Sonnenschein am Pflaster und auf dem Schild von David Belst's Geschäft. Das war mir wie ein Wunder, und ich konnte viele Stunden da sitzen und nur immer hinschauen, was es war mit den gelben Strahlen und Kringleln; nachher taten die Augen weh und waren rot, denn sie waren kein Licht gewöhnt. Die Eltern schalteten, wenn ich da oben am Platz saß und starrte. Ich sollte zu Hause sitzen, artig auf der Ladenschwelle, und die Vorübergehenden anrufen: 'Behn Sie her, Herr! Wollen Sie nichts kaufen, Herr! Haben Sie nichts zu verkaufen, Herr! Stiefel, alte Hosen, ein Regenschirm —?' Dann kroch die Mutter aus der Ladentiefe hervor und stimmte mit ein: 'Haben Sie nichts zu verkaufen, Herr, Stiefel, alte Hosen, ein Regenschirm —?'

Witzig war die Welt damals. Die Judengasse, der Judenplatz, die Treppengasse, die unter schmalen Bögen

gewunden und brüchig zum Fluß hinabließ. Und dann unten noch die Tempelgasse, wo der große Tempel stand mit seinen unwahrscheinlichen Fenstern aus buntem Glas und seiner goldenen Kuppel. Die Leute, die in den Tempel gingen, trugen keinen Raftan, sie waren anders und sprachen anders, als ich und mein Vater und alle, die ich kannte. In den Tempel kam ich nie — für uns war der kleine schmutzige Betsaal am Eingang der Judengasse. Aber oft und heimlich schlich ich zu dem Tor des Hofes, der manchmal still und ausgestorben war — man hatte Angst, ihn aufzuwecken —, und manchmal, an Festtagen, wieder voll von lauten, sonderbaren Menschen. Das Schönste in der Welt war damals Herr Boskoveh — ja, nun lachen Sie, Herr Manes — aber er war mir damals das Schönste. Er saß da, Herr Boskoveh, der Portier, der große Mann in Blau und Gold und mit einer Kappe und Messingknöpfen, er saß am Eingang des Tores, manchmal schlief er, manchmal rauchte er eine Pfeife, und an den Festtagen bestand er ganz aus Glanz und Herrlichkeit.

Ich sehe den Tag noch vor mir, an dem es geschah, daß Herr Boskoveh in unseren Laden kam; es war ein Frühlingstag, meine Mutter hantierte mit glühenden Plätt-eisen, um das Geschirr für Ostern zu reinigen, das Wasser zischte im Eimer, und in dem Dunst stand auf einmal Herr Boskoveh, er hatte einen nagelneuen Rock aus Blau und Gold an, und den alten Blaugoldenen wollte er verkaufen. Mir klopfte das Herz so sehr. Aber mein Vater

lehnte rundweg ab und schien böse. „Was soll ich kaufen?“ sagte er; „etwas ein Affenjanker? Etwas ein meschuggenes Theatergewand? Nein, geehrter Herr.“ Ich begriff meinen Vater nicht, ich begriff nichts, nur als ich sah, wie Herr Bostowes den Laden verließ, fing ich an zu weinen, ich weinte, weinte, es war mir nicht zu helfen. Unter der Türe drehte Herr Bostowes sich um und schaute mich an, und dann nahm er mich auf den Arm — ich war so klein damals — und trug mich zum Tempel hinunter; da durfte ich zusehen, wie Leute zu einer Hochzeit kamen, und war wunderbar getröstet. Seit damals sind wir Freunde, der große Herr Bostowes und ich.

Bald darauf kam ich zum erstenmal aus meiner Welt heraus und zur Schule. Es erschlug mich beinahe. Da draußen war eine Stadt, da waren Straßen, da fuhren Wagen, breiter als die ganze Judengasse, da flimmerte es in Geschäften, und keine Weiber standen auf den Schwellen und riefen, da waren Kinder ohne Raftan, sie trugen Spielzeug in den Händen, sie hatten so andere Augen und konnten anders lachen. Da war ein Schulzimmer — gab es so helle Zimmer, so hoch, so voll von Luft, so ohne Schmutz und Gerümpel? Da war ein Lehrer, dessen Sprache ich nicht ganz verstand, aber ich hörte atemlos zu und liebte ihn sehr. Vor der Stunde durften die Christenkinder die Hände falten und ein deutsches Gebet sprechen. Wir Judenkinder standen da und waren stumm, wir hatten einen bösen Gott, der nicht mit Kindern sprach. Ich hatte Angst vor ihm, und trotzdem sagte es ganz innen

in mir das Christengebet mit; es klang so schön: Vater unser . . .

Neben mir saß Moritz Belft, der rothaarige Sohn von David Belft, und war voll von Mißtrauen gegen alles, was er sah und hörte. Immer stellte er knifflige Fragen: „Wer sagt, Herr Lehrer, B muß kommen nach A? Was kann sein, wenn B kommen täte vor A? Warum kommt Kuch sich zu schreiben mit großen K? Warum nicht mit kleinen k?“ Die Christenkinder lachten uns aus; am Heimweg vertraute er es mir an: „Sie wollen uns nur anschwindeln, die Gojims, sie wollen uns nur dumm machen. Glaub ihnen nig.“ Ach Gott, ich glaubte so gerne alles, und wenn ich heimkam in die Judengasse, ließ es mich hier manchmal nicht atmen.

Dann flüchtete ich in den Tempelhof zu Herrn Bostowes in den Schatten der goldenen Kuppel. Bald kannte ich alle, die zum Tempel gehörten, die Rabbiner, die Diener, die Kantoren; Herrn Pfau, den Chordirektor, und die schwarze Chorubehenherde, die Bettelweiber der Festtage, und Wagen-Schmul, der die Wagentüren auf- und zumachte.

Und dann gingen Sie einmal durch den Hof, Herr Manes, und alles an Ihnen war mir unbegreiflich. Der neue blinde Orgelspieler, hieß es. Ich wußte nicht, was eine Orgel war; ich schaute Sie nur immer an und wunderte mich, daß Sie etwas spielen konnten und so freundlich sein, obwohl Sie blind waren, und wie Sie den Weg fanden, da Sie doch nichts sahen. Ich verirrte mich immer;

noch heute verirre ich mich manchmal in der Stadt . . . Dann blieben Sie einmal stehen und streichelten meinen Kopf . . . «

»Ja, « sagte Manes lächelnd; »ich spürte deinen Blick an mir ziehen, da ging ich hin und fand so etwas Kleines, das mir mit seiner Wärme gerade bis zur Hüfte kam; du schienst mir wie ein kleines, atemloses, aufgeregtes Tier, damals, als ich dich streichelte. Dann nahm ich dich mit zur Orgel — «

»Dann nahmen Sie mich mit zur Orgel. Ja. So war es. Wenn ich jetzt zurückdenke: damals fing mein Leben an. Denn damals hörte ich zum erstenmal Musik. Jetzt ist mein Leben so voll davon, daß nichts anderes darin Platz hat, « sagte Raffael und erbleichte ein wenig. »Nachher wurde ich Chorbus und durfte Herrn Manes immer führen und bekam Musikstunden. Und darum sind wir immer beisammen. So einfach ist das, Fräulein Corinna — «

»Nein, einfach ist das nicht; denn sein Vater wollte und wollte es nicht erlauben, daß er in den Tempelchor trat; und von den Musikstunden darf er nichts wissen. Er hat einen harten Kopf, Lazer Gutmann — «

»Es hat Tränen gegeben wie beim blauen Rock von Herrn Boskows, den mein Vater ablehnte. Aber meine Mutter hat und stritt und schrie und setzte es durch. Es ist ihr nicht wegen der Musik — « sagte Raffael leiser; »aber nun verdiene ich schon Geld. Moriz Velft ist auch Chorbus und verdient auch Geld, das ist es für meine

Mutter gewesen. Mein Vater schweigt dazu, aber er macht sein schwarzes Gesicht . . . «

»Raffael hat einen ganz silbernen Sopran, Sie müssen ihn einmal hören, Corinna, wenn er die Stimme in Ordnung hat. In der letzten Zeit ist etwas damit los — «

Raffael senkte den Kopf. »Man muß ja nicht immer singen, « sagte er mit wunderbar trocken werdender Kehle; »ich lerne. Heute habe ich zum erstenmal einen Choral gesetzt, in den alten Schlüsseln, Fräulein Corinna — «

Er schaute sie an, als erwarte er etwas. »Wie alt bist du? « fragte sie.

»Fünfzehn Jahre. «

»Fünfzehn Jahre . . . «, wiederholte sie; sie strich das Haar nach den Schläfen, eine kleine Falte tiefte sich über der Nasenwurzel und sie schwieg einen Augenblick. »Nun, das war hübsch, was du erzählt hast, « sagte sie dann; »da bist du also, Raffael. Und wie geht es weiter? «

»Weiter geht es nicht. «

»Ich meine: das war der Weg. Und nun das Ziel? «

Raffael gab keine Antwort, nur seine Stirne wurde wieder blaß. »Da ist die Oper — « sagte er abweichend, schob seine Schulter fester unter Manes Griff und leitete ihn durch das Gewirr der Rampe. Drinnen ließ er ihn los. Hier waren sie täglich. Hier brauchte Manes keinen Führer. Am Logengang drückte ihm Corinna die Hand und strich flüchtig über Raffaels Kopf. »Nun, Raffael, du bist ganz stumm geworden. Bist du traurig? «

»Nein, er ist glücklich,« antwortete Manes für ihn.  
»Man spürt es, daß er glücklich ist. Und heute ist Fidelio —«  
»Glücklich bin ich . . .,« sagte Raffael aufatmend. Aber  
Corinna war schon fort. Im Haus wurde es schon still;  
ihr Platz lag hinter einer Säule, man konnte da nichts  
sehen, nur hören.

»Ich bin doch nur ein Chorbul aus der Judengasse.  
Und daß ich nun da sitze. Und daß ich den Fidelio fast  
auswendig kann und die Meisterfinger, und daß ich Co-  
rinnas Lieder begleiten darf —« sagte er zu dem blinden  
Gesicht.

Ein Schatten kam in Raffaels Augen und verlöschte  
sie für einen Augenblick. »Manchmal macht es mir Angst,  
das alles; manchmal habe ich eine so große Angst —«  
flüsterte er.

Manes griff start nach seiner Hand und neigte das  
laufende Gesicht dem atmenden Theater zu.

Drunten hob der Dirigent den ersten Altord aus dem  
Orchester und hielt ihn mit gestreckten Armen über sich  
wie ein Gewölbe.

\* \* \*

Die Judengasse ist eng und gewunden, und die Häuser  
gehen hoch und steil hinauf; der Himmel oben ist nur ein  
schmales blaues Band, das Licht sickert mühsam herab,  
bleibt an Erkern und Vorbauten, an Bögen und schief-  
geneigten Mauern hängen und kommt nur mehr als  
blasser, armselig verträpfelnder Schein in die Tiefe der

Gasse. Drunten stehen graue Pfützen, Abfälle liegen um-  
her, die Luft ist schwer wie schlammiges Gewässer.

Raffael Gutmann kauerte auf der Schwelle des Ladens;  
ihm zur Seite baumelten große Röhrenstiefel, hing eine  
alte Hose, ein Strohhut, eine Pferdebedecke an der Mauer.  
Im Laden schlief in dunkler Ecke die Mutter; aus der  
Stube stieß manchmal krampfhaftes Husten des kranken  
Bruders. Sonst war es ruhig, auch in den anderen Ge-  
schäften. Aus einem vorgeneigten Fenster im ersten Stock  
sah ein verwischter schwarzer Kopf, der von Zeit zu Zeit  
zufrieden einen Apfelskern in die Gasse spuckte. Es war ein  
warmer, verschlafener Mittag.

Raffael Gutmann neigte sich mit zusammengezogenen  
Brauen wieder über die Notenblätter auf seinem Schoß;  
er las und ein angestregtes Horchen lag in seinem Ge-  
sicht. Manchmal hielt er inne, dachte nach, wog irgend-  
einen Klang im Ohr, besserte aus. Er wandte Blatt um  
Blatt, bis ein langsames Leuchten ihm in Augen und  
Stirne kam: die Arbeit war gut.

Ein alter Jude wanderte in eifrigem Selbstgespräch die  
Gasse herab, er gestikulirte mit rechnenden Fingern und  
schien vergnügt. Von oben kam ein ganzes Apfelgehäuse  
herab, das träge in eine graue Pfütze klatschte. Der alte Jude  
schaute zerstreut nach dem Fenster hinauf, dann auf den ar-  
beitenden Raffael Gutmann hinunter, schüttelte den Kopf  
und verschwand murmelnd und rechnend um eine Biegung.

Raffael beugte den Kopf noch tiefer und schrieb über  
seine Noten:

Variationen über ein deutsches Volkslied.  
Corinna zu eigen.

Schwesterlein —? Schwesterlein? Klang es in ihm, er strich sich mit einer ermatteten Bewegung über die Stirne und schaute versunken vor sich hin. Aus einem Haus drang gleichmäßig eine eintönig klagende Frauenstimme, die machte plötzlich alles voll lastender Traurigkeit; die felsam verbogenen Häuser, die verschattete enge Gasse, die schwere Luft: alles, was Raffael bei der Arbeit vergessen hatte. Und indes die unbestimmte, quälende Angst der letzten Wochen ihm näher und näher kroch, neigte sich seine erregte, blasse Stirne aufs neue mit schmerzlicher Innigkeit über seine Arbeit.

Da klangen Schritte auf, ein Schatten warf sich schwer und dunkel über das Papier, das Gewimmel der Notenköpfe verwischend. Lazer Gutmann stand vor dem Laden.

»Guten Tag, Vater —« sagte Raffael scheu und machte Platz; Lazer Gutmann nickte schweigend, er betrat den Laden, blieb vor der schlafenden Mutter stehen und sah finster auf ihren schwarzen, offenen Mund, er ging hin und her, befühlte zerstreut einen Ballen rotes Tuch, griff dann plötzlich nach einem Stuhl und setzte sich neben Raffael auf die Ladenschwelle.

»Nun? Raffael? Was machst du da?« fragte er und schien noch immer abwesend, wie er sein Kinn strich und über Raffael wegschaute. »Nun — ich weiß — ich weiß. Unsinn machst du, was? Unsinn —«

Raffael schwieg; seinem Vater gegenüber war er ein heuer, ängstlicher kleiner Junge. Lazer Gutmann laute an seinem Bart und schaute zur Seite. Plötzlich wandte er die Augen voll und stark in Raffaels Gesicht und sagte: »Ich war jetzt bei Belft in Geschäft.«

»Ja, Vater — —«

Er schaute sich an seinen Noten fest, Schwesterlein, Schwesterlein, sangen sie, die Melodie blühte auf, sie lägte so süß, sie war wie fernes Lichterwinken und ferne Musik im abendlichen Wald. Schwesterlein? Schwesterlein? Wann gehen wir nach Haus?

»Moriz Belft haben sie schon herausgeschmissen aus dem Chor; weißt du, warum?«

Raffael schwieg und ein Erschrecken kam ihn an.

»Er wechselt die Stimm', sie können ihn nicht mehr gebrauchen zum Singen. Der nächste im Alter bist du. Wie lang geht's noch mit dir — Raffael?«

Wie lang geht's noch? dachte Raffael gehezt und ratlos; lange schon ging er herumwieweit geschlossenen Augen, wollte nichts sehen, nicht daran denken. Noch war er beim Chor, noch war es seine gute Zeit, noch war Musik in allen Stunden, die Tage an der Orgel, die Abende im Konzert, in der Oper, die Nächte voll gedachter, geträumter Klänge. Noch lag Manes' Blindenhand auf seiner Schulter, noch kam Corinnas Gesang zu ihm wie ein Licht auf verschattete Wege...

»Was soll nachher mit dir werden?« fragte Lazer Gutmann.

Was soll nachher werden? fragte es gesagt in Raffael und mußte keine Antwort.

»Moriz kommt weg aus der Gassen,« sagte der Vater in seine schwindligen Gedanken hinein. »Er kommt in ein großes Geschäft, draußen in der Stadt.«

Raffael atmete tief und wie aus einem harten Traum, er lächelte und wußte es nicht. Rettung stand vor ihm auf, helle Tage, Arbeit in der schönen freien Stadt draußen unter den anderen Menschen, und abends Musik, glückliches Hören, und heimliches Lernen bei Nacht. Schon sah er den kleinen runden Schein der Kerze über Notenblätter rinnen ...

»Was schauste? Was lachste?« sagte Lazer Gutmann und legte seine Hände schwer auf Raffaels Kopf. »Du nicht. Du kommst mir nicht heraus. Du bleibst mir herein in der Gassen. Du kommst zu Velft ins Geschäft. Es ist schon mit ihm abgemacht.«

Er blieb noch eine Weile aufgerichtet stehen, die Hand hart auf Raffaels Kopf gelegt, als er warte er Streit und Widerrede. Aber es kam nichts. Er schob seinen Stuhl mit einem Ruck in den Laden zurück und ging an der schlafenden Mutter vorbei ins Zimmer.

Raffael sah noch und starrte seine Noten an. Corinna zu eigen — — las er viele Male nacheinander. Es kam ihm lächerlich vor, dies: Corinna zu eigen. Es war ihm, als hätte er einen Schlag vor die Stirne bekommen, und sein Lächeln wurde schief und bewußtlos, wie das eines Menschen, der ohnmächtig wird.

Er spürte die Ohnmacht. Seine Hände waren ohnmächtig, seine Augen, die Schritte, mit denen er die Gasse hinunterging, ohne es zu wissen.

Da war der Platz, hell nach dem Schattendämmern der Gasse, die Sonne krangelte gelb am Schild von David Velfts Geschäft. Raffael setzte sich auf einen Prellstein und starrte hinüber, wie oftmals in der Kinderzeit.

David Velfts Geschäft war der Stolz des Judenvertels; nicht nur Hosen und Tuch, Stiefel und Ramschwaren bekam man hier; alles, was die Judengasse brauchte an Eshwaren, Spezereien, Zwiebeln und Kerzen, an Bindfäden und Seife, an tausenderlei Kleinigkeiten, war in wildem Durcheinander in Velfts Geschäft aufgestapelt. Die Eshwaren schmeckten nach Petroleum, die Kleidungsstücke rochen nach Zwiebeln, und alles, alles war in verschwenderischer Weise mit Gänsefett betropft. Der Laden hatte nicht nur eine Glastüre, sondern sogar eine Auslage, in deren Mitte sommers wie winters ein Karpfen in Sülze prangte.

Noch immer empfand Raffael Gutmann etwas von dem neugierigen und bewundernden Staunen seiner Kinderzeit, wenn er diese Auslage sah. Er mußte darüber lächeln und die Spannung in seinem Innern löste sich. Er atmete tief.

Vielleicht konnte man hier leben. Vielleicht konnte man ein paar Stunden des Tages hier im Geschäft stehen und sinnige Dinge verkaufen. Die Gedanken blieben ja, die eigenen, muskigewiegten. Die Sehnsucht blieb, die Kennt-

nis von einem Draußen. Die Abende blieben, Man  
Corinna, das stille Zimmer mit dem Harmonium. Die  
leicht konnte man hier leben. Er preßte die Hände inei  
ander und erstickte ein Schluchzen. Schwer war es .

Die Gasse war aus ihrem Mittagsschlaf erwach  
und angefüllt mit lauten, handelnden Stimmen, als  
zurückkam. An der Ladenschwelle saß wieder der Vater  
und sah mit einem abwesenden und vergrübelten Aus  
druck durch ihn hindurch.

»Vater—« sagte Raffael leise; »ich will Ihnen gehor  
chen; es ist mir schwer. Schwer, Vater. Ich will es tun.  
Nur das bitte' ich Sie: die Abende müssen frei sein  
die müssen mir gehören, Ich will lernen, Vater. Wenn  
Sie es nicht wissen, will ich es Ihnen sagen: ich muß  
hinaus aus der Gasse. Hier geh ich zugrund.«

»Soso. Zugrund. Und warum? Geht Rosenblüß' zu  
grund? Geht Siebenstern zugrund? Und warum geht  
grad Raffaele Gutmann zugrund? Dein Großvater ist  
nicht zugrund gegangen und dein Vater nicht, und waren  
vom gleichen Stamm und vom gleichen Holz.« Lazer  
Gutmann hob den Arm zu einer vagen Gebärde. »Du  
draußen in der Stadt, da gehen sie zugrund, Hunderte,  
Tausende! Hast du aber schon gesehen jemand zugrund  
gehen herinnen in der Gassen?«

»Vater, Sie kennen mich nicht, Sie verstehen mich  
nicht; und dann: um was bitte ich denn? Nur den Abend  
— nur ein paar Stunden — nur eine einzige Stunde  
täglich — Vater.«

»Du bleibst in der Gassen und kommst nicht eine  
einzigste Viertelstund' heraus,« sagte Lazer Gutmann  
hart.

Raffael neigte sich weit vor und sah dem alten Gut  
mann in die Augen, sie waren den seinen ähnlich. Auch  
des Vaters Stirne war blaß in der Erregung, auch  
des Vaters Hände waren ineinandergepreßt.

»Vater, bin ich Ihnen denn so fremd? Verstehen  
Sie mich gar nicht?«

Lazer Gutmann erhob sich mit einer plötzlichen Be  
wegung, sein Gesicht straffte sich noch mehr, indes er  
in das Dunkel des Ladens tauchte. Raffael hörte seine  
schweren, tappenden Schritte, die drinnen hin und wieder  
gingen, unruhig, ungleichmäßig, wie auf der Suche. Er  
hörte sie und hörte sie doch nicht, er starrte vor sich hin,  
in die grauen Pfützen, dann weiter, die Mauern entlang,  
an denen Stiefel und Kleider hingen, die Menschen ent  
lang, die sich drängten und feilschten und stritten, die  
fremdgewordenen Menschen der Gasse. Die Schatten  
stiegen höher und höher empor an den vorgeneigten  
Häusern; die Dämmerung wuchs aus dem Boden der  
Gasse selbst und benagte den hellen Streifen, der oben  
bei den Dächern noch lag, daß er schmaler und schmaler  
wurde und verschwand.

Lazer Gutmann trat spät wieder aus dem Laden  
und setzte sich dicht neben Raffael auf die Schwelle;  
noch immer war seine Stirne blaß. In den Händen hielt  
er eine Violine mit traurigen, zerrissenen Saiten.

»Nun?« sagte er. »Da hab' ich eine Violin. Etwas ein Schatz, etwas eine Kostbarkeit . . . Liegt im Geschäft zwanzig Jahr, dreißig Jahr, kein Mensch kauft. Wer wird auch sein ein Narr und kaufen ein Violin was?«

Raffael schaute seinen Vater an und wartete.

»Hosen, Stiefel, alte Sessel, ja! Aber eine Violin zerbrecen hätt' man sie müssen — nur zerbrecen. Lazer Gutmann fuhr über die zerrissenen Saiten, das Holz stöhnte. Lazer Gutmann hob den Kopf. »Das war meine Geigen; auf der hab' ich gespielt,« sagte er zu Raffael's Augen.

»Sie? Vater?«

»Ein altes Gerümpel, eine alte Violin, niemand kauft sie . . .,« sagte der Vater vergraben vor sich hin.

»Ja, mein Raffele, ich hab' gespielt darauf, und wir haben gern. Und wie hab' ich geweint und gestennt, wie ich barmhertzig war und mein Vater hat genommen die Geigen und sie geworfen ins Geschäft. Als bin ich heimlich gegangen und hab' heimlich gespielt auf der Geigen. Wie mehr ich hab' gespielt, wie mehr hab' ich geweint. Wenn ich so denk', was für ein Leid mir hat gemacht die Geigen zerbrecen hätt' ich sie sollen, nur zerbrecen.«

Lazer Gutmann stand auf. »So, Raffael,« sagte er zu ihm »ich bin dir nicht fremd und ich versteh' dich ganz gut. Du wirst ein braver Geschäftsmann werden wie dein Vater, und wirst nicht zugrund gehen wegen einem Anstunt — etwas einem Nix — etwas einer alten Geigen.«

Er packte das Holz an, daß es knackte. »Aber du sollst mir nicht herumgehen und heimlich Musik spielen und heimlich weinen, du nicht. Du sollst arbeiten im Geschäft von Früh bis Abend, daß du müd' bist, daß du schlafen kannst ohne Träum' und ohne Tränen. Hörst du, Raffele?«

Raffael schaute dem Alten müde in die Augen, und dann senkte er den Kopf.

»Deine alte Geigen werd' ich zerbrecen: du kommst zu Best' ins Geschäft,« sagte Lazer Gutmann. Plötzlich legte er seine Hand warm unter Raffael's Kinn und hob das ganz erblaßte und verblödete Gesicht sich entgegen. »Daß du nicht hast zu schimpfen auf deinen Vater: solange sie dich noch im Chor behalten, solange darfst du schreiben, was du willst.« Er fuhr mit einer verstoßenen Bewegung über Raffael's Wangen; dann warf er die Geige auf die Schwelle und ging ohne Umsehen die Gasse hinab.

Lange noch saß Raffael dort; er hielt die Hand in den zerrissenen Saiten fest, seine Augen starrten grüblerisch geradeaus. Und in wehrloser Angst sah er, wie die Dunkelheit in der Gasse dichter und dichter wurde, bis er ganz darin ertrank.

\* \* \*

Im Hof des Tempels steht Herr Pfau, der Chor-director, festlich angetan und mit mißvergnügtem Gesicht. Er hat auf seinem runden Kopf den Zylinder, der nur hohen Festtagen und ganz feinen Hochzeiten gebührt,



eine höchst individuelle Sorte von Zylinder, die durch Größe einbringt, was etwa an Schwung und Glanz fehlen sollte. Herr Boskovez sitzt beim Tor und strahlt in Blau und Gold. Die ganze Tempelgasse ist voll von Menschen, an den Fenstern drängen sich Frauen, Kinder wimmeln, und Wagen-Schmul geht aufgeregt die Gasse hinauf und hinunter und wieder hinauf und sieht um die Ecke und schüttelt den Kopf und ist ganz schwach betrunken und hält einen großen Ziegelstein in der Hand.

Eine große Hochzeit soll stattfinden, es ist schon fünf Minuten über die Zeit — aber das ist man im Tempel gewöhnt — und alles sieht beflissen einem Regen von Extrahonoraren entgegen.

Herr Pfau seufzt, blickt streng umher und findet David Belft, Moriz Belfts jüngeren Bruder, gleichfalls rothaarig, gleichfalls frech, mißtrauisch und voll Fragelust; er steht auf einer Stufe und preßt seine Nase an einer Fensterscheibe platt, von innigstem Vergnügen erfüllt. Herr Pfau schwillt an, schwillt wieder ab, er stottert ein wenig, deshalb braucht jeder Satz diese Vorbereitung, und schreit: »Wirst du schau'n, daß du herunterkommst, Lausbub, jiddischer?«

»Warum?« fragt David Belft. »Warum, Herr Pfau, soll ich nicht oben stehn, zuschau'n, wie sich der Herr Kantor anzieht? Mir gefallt's und ihm schadet es nicht. Scheniert es Ihnen, Herr Pfau? Warum?«

Herr Pfau hat einen Sprachfehler, aber er weiß gut zu antworten. Es gibt eine jähe Bewegung, es gibt

einen leisen Knall, und Davidele reißt seine Backe. Gleichmüthig äußert er: »Ein Wort, ein Patzsch! Heißt Händ, was er hat, der Herr Pfau!«

Die Chorbubenherde beginnt einen erfreuten Tanz um den anschwellenden Herrn Pfau, und Herr Boskovez nimmt sich mit der ganzen Macht seiner Autorität des Hilflosen an: »Schaut's, daß ihr hereinkommt's. Zieht's die Rutten an!«

»Schaut's, daß ihr hereinkommt's, zieht's die Rutten an!« kommt Herr Pfau seiner Würde halber als Echo hinterher, und obwohl er auf Gehorsam keineswegs gefaßt ist, zieht unerwartet die Herde unter Springen und Brüllen ab.

»Setz frag' ich Ihnen, Herr Boskovez: Wo bleibt wieder der Manes? Und wo bleibt wieder der Gutmann? Es ist zehn Minuten über die Zeit.«

»Was preßiert, Herr Pfau? Sie kommen noch immer zurecht. So unplünktlich wie ein Brautpaar kann ein Orgelspieler gar nicht sein, und wenn er noch blinder wär', was?«

»Da sind die Weiber wieder, der Schlag soll sie treffen,« sagt der mißvergnügte Herr Pfau.

Die Weiber sind nicht schön, sie riechen auch nicht besonders, sie tauchen auf, sobald man Palmen vor die Tempelinfahrt stellt. Sie wissen, daß dann eine feine Hochzeit stattfindet, bei der man Segenswünsche murmeln kann und Geld bekommt, ohne geradezu zu betteln; sie stehen Spalier, schlechte Zähne grinsen,

falsche schwarze und zerkaufte Scheitel zacken hin und her, sie verdecken die Palmen, verstellen den Eingang, trampeln den Teppich schmutzig, und Wagen-Schmul, der sein Geld ehrlich durch Türenöffnen und Schließen verdient, haßt und verachtet sie auf eine erbitterte Weise.

Es sind sehr viele Weiber, aber eine Bewegung vom Ende der Gasse her drängt noch mehr davon gegen den Eingang, Hüfe klappern erstickt, ein Wagen zwängt sich in den Hof, Wagen-Schmul steckt einen Ziegelstein als Bremse unter ein Rad und streckt eine Trinkgeldhand aus — vergeblich, denn nur der alte Rabbiner entsteigt dem Wagen.

»Nun sagen Sie,« äußert Herr Pfau trostlos, während er einen tiefen Büdling vollführt zu Herrn Boskowsch, der mit gezogener Mühe dieneret. »Sogar der alte Kadaver ist schon da; aber Herr Manes muß noch unpünktlicher sein!«

»Blind und meschugge,« konstatierte Herr Boskowsch, und zugleich biegt Manes mit Raffael in den Hof ein.

»Herr Manes — ich begrüße Sie,« sagt Herr Pfau und legt innige Hochachtung und Würde in den Ton. »Gutmann, geh schnell die Kutten anziehen. Rannste noch dein Solo?«

Raffael nickt, löst seine Schulter aus Manes' Hand und geht quer über den Hof zum Zimmer der Chor-buben. Unendliches Gebrüll tönt ihm entgegen. Drinnen machen sie wieder Anflug, einer stellt eine Perseflage

des dirigierenden Herrn Pfau dar, einer predigt unanständige Sachen, welche haben einen mißtönenden Kantus angestimmt, und andere trommeln mit Stiefeln und Fäusten an den Garderobeschränken. Sie stecken schon in den langen schwarzen Kutten und haben die viereckigen Mützen am Kopf, aber sie benehmen sich wie ein Käfig voll wilder Affen. Raffael ist Chorführer und hat für Ordnung zu sorgen. Er reißt die Türe auf. »Ruhe!« schreit er in das Getöse, und noch einmal: »Ruh—he!«

Seine Stimme überschlägt sich im Ärger; die Buben lachen; ein ganz kleiner macht ihm gläsend nach und Davidela Velft wiegt bewundernd den Kopf und sagt: »3—3—3—! Hör't's nur, was eine schöne Stimme' der Gutmann hat.«

Raffael lächelte gutmütig; aber heimlich kriecht wieder die Angst an ihm empor, diese große Angst, die seine Kehle austrocknete, seine Stimme spröde machte und seine Hände ohne Kraft —

Herr Pfau stürzt zur Türe herein, er hat den äußersten Grad des Angeschwelltseins erreicht, bläulich vor Erregung schreit er: »Sie kommen, jetzt kommen sie, sie sind schon da, geht's herauf auf den Chor, es ist höchste Zeit, gleich fangt es an!« Es geschieht ein Stoßen und Poltern, Türen schlagen, schwarze Diener rennen, es riecht sanft und feierlich nach brennenden Kerzen, der schwerhörige Kadaver des alten Rabbiners transportiert sich in die Nähe des Trauhimmels, vor dem Eingang

kreischt es Segensrufe, auf der Treppe stampft die Chorbubenherde und ergießt sich lärmend durch die Türen, indes Herr Pfau mit hilflos beschwichtigenden Gebärden hinterher kommt.

Das Chor liegt in halber Dämmerung, von spielenden farbigen Lichtern überhuchtet; blau und seegrün und in breiten kupfernen Reflexen rinnen sie wandelnd und liegen weich auf den Manualen der Orgel. Vergoldete Bieraten, maurisch geschweift, verdecken den Blick in den Tempel, an Spalten und Fugen drängen sich die Buben, um hinunter zu schauen. Davidele, der Freche, erlauert den Augenblick, da Luft in der Orgel ist, und tappt mit beiden Händen hin, daß sie stöhnend eine verzweifelte Dissonanz von sich gibt. Er bekommt sehr schnell eine Ohrfeige und ist erfreut. Er hat mit einem gewettet, daß er eine Ohrfeige bekommt, und nun verdient er einen Kreuzer. Im Tempel unten sind keine Leute, Federhüte wippen, Zylinder begrüßen einander, ein Flüßtern rauscht auf, dann wird es ganz still, Herr Pfau stellt sich in Postur mit seinem kleinen, dicken Taktstäbchen, und Manes legt die weißen Finger auf die Tasten. Atemlos beginnt ein dicker Junge den Balg zu treten.

Aber es ist noch immer nichts.

»Zwanzig Minuten Verspätung. Etwas eine jiddische Schlamperei,« sagt Herr Pfau und läßt resignierte Arme fallen. »Die Partie wird sein im letzten Moment zurückgegangen!« schreit ein ganz Kleiner hell. Und

im gleichen Augenblick taucht im Tempel unten ein Diener auf und gibt mit einem keineswegs einwandfreien Taschentuch ein Zeichen. Herr Pfau erblaut, er stürzt von seinem Auslug fort in die Tiefe des Chors, stößt Stottertöne aus, pufft Buben in die Reihe, teilt mit einer Hand Püffe aus, indes die andere schon dirigiert, und aus Lärm und Wirrwarr wächst unter Manes' Händen ein klares, stilles Präludium empor.

Nun aber nimmt die Sache ihren glatten Verlauf. Der Kantor unten setzt ein, etwas zu tief zwar, aber beinahe rechtzeitig; die Knabenstimmen schwingen rein und voll zur Kuppel auf, und Herr Pfau dirigiert mit kleinen nachdrücklichen Bewegungen. Die Musik schweigt dann und der alte Rabbiner hält zum tausendsten Mal in seinem Leben die Rede für Hochzeiten erster Klasse. Er tremoliert Rührung in die Anwesenden, er schaut der Braut auf die gesenkten Lider und hebt Segenhände. »Verehrte Braut,« sagt er, »Sie kommen aus einem Trauerhause: mögen Sie in ein Freudenhaus gehen...« Die verwitwete Brautmutter schluchzt in weiße Glacehandschuhe...

Raffael Gutmann steht neben dem Harmonium, dicht bei Manes; der Blinde kann hören, wie er nervös an den Knöpfen seiner Rutte herumfingert.

»Was gibt es, Raffael?«

»Nichts. Nichts...«

Manes hebt die weißen Augen zu ihm auf: »Du wirst doch keine Angst haben — Raffael —? Um das

kleine Solo? Das wäre ja lächerlich, du? Diese paar Töne . . . »

»Diese paar Töne . . .,« flüstert Raffael, und eine plötzliche Blässe deckt seine Stirne, wie immer, wenn er in Erregung ist. »Ich habe Angst — eine solche Angst —« murmelt er fast unhörbar.

»Über Raffael —«

»Nein. Nicht deshalb. Nicht das Solo —« Er bricht ab, beinahe weinend, er ist ja fast noch ein Kind; er kann es nicht aussprechen, was sie fürchtet, diese Angst, diese dunkle Angst, die immer wie eine Wolke sein Wesen überschattet . . .

Der Rabbiner unten eilt erhobenen Tones zum Schluß. Er spricht den Segen. Die Buben rascheln mit den Noten und Herr Pfau hebt den Taktstock. Die Orgel klingt, der üppige Bariton des Kantors wechselt kurze Responsorien mit den Knabenstimmen. Dann eine kurze Pause. Ein Übergang der Orgel. Raffaels Herz jagt ungehädig. Das Solo beginnt.

Die ersten Töne setzt Raffael sacht und behutsam an, er hat es Corinna abgelauscht, wie man es machen muß. Sie fliegen wie kleine Vögel zur Kuppel auf, sie schwingen vibrierend hin und schimmern. Herr Pfau dirigiert voll Gefühl mit vorsichtigen Händen, die Orgel wandert, mit Flötenstimmen nebenher. Nun steigt die Melodie, faltet sich auf, wächst schlank und steil hinauf. Raffaels Mund wird trocken. Er strebt einer Viertelpause zu, er eilt, er erreicht sie, wie ein müder Schwimmer ein

Inselchen erreicht. Tief schöpft er Atem, verweilt noch einen Augenblick — Manes wendet den Kopf ihm zu — und beginnt die letzte Phrase. Sie steigt leidenschaftlich auf, sie wendet sich von Moll nach Dur, und dann hebt sie einen Ton hoch und langgedehnt über die anderen hinaus.

Da geschieht es.

Irgendeine tönende Saite reißt; irgend etwas bekommt einen Sprung, jäh und erschreckend. Die Stimme zerbricht, überschlägt sich, fällt komisch gackend von ihrer Höhe herab.

Es ist nur ein Augenblick. Ein Richern klingt heimlich auf und verstummt. Herr Pfau reißt den Mund auf und schwingt in verzweifelter Beschwörung das dicke Stöckchen. Davidele quiekt vor Vergnügen und bekommt keine Ohrfeige. Und dann deckt Manes die Verwirrung mit aufbrausenden Orgelklängen zu.

Die Hochzeit unten nimmt ihren Fortgang, die Köpfe wenden sich vom Chor weg wieder dem roten Trauhimmel zu; die Braut schluchzt vorschrittmäßig, die Buben singen Amen und ein letztes Mal Amen und noch ein allerletztes Mal: Amen.

Die Hochzeit ist aus.

Die Chorbuben polterten eilig und maßlos lärmend davon, indes Manes dem davonziehenden Brautzug noch ein kleines post ludium zum Geleit gab. Raffael stand mit gesenkten Augen und verkrampften Händen da, bis der letzte Federhut, der letzte Zylinder, der letzte

kleine schwarzkuttige Anirps abgezogen war, und dann kam ein wildes, schüttelndes Weinen über ihn.

Herr Pfau blickte erstaunt von den Noten auf, die er ordnen wollte. Er ging zu Raffael hin und legte ihm voll Würde die Hand auf die Schulter.

»Run? Gutmann? Was heulste?« sagte er. »Was weinste? Hab' ich dir gegeben einen Patsch? Hab' ich dir geschlagen? Hab' ich geschimpft? Was weinste also? Der alte Pfau ist nicht so dumm. Ich weiß, mein Kind, du kannst nicht dafür! Aber du bist fünfzehn Jahr alt; was willstest noch? Da wechselt sich die Stimm'; da ist es auf einmal aus mit der Singerei. Was weinste da so? Ist es so ein Glück zu sein Chorbus und zu kriegen Patsch vom alten Pfau?

Gott, was ein Narr!« sagte er, hilfsbedürftig zu Manes gewandt; »hören Sie nur, was er weint! Hab' ich ihm was getan? Wird' ich es noch probieren mit ihm einen Monat oder zwei. Nachher geht er in ein Geschäft, wird sein etwas ein feiner junger Herr, etwas ein Verkäufer oder ein Agent, wird tragen seidene Krawatten und nicht haben nötig zu fragen nach dem alten Pfau und dem ganzen Tempel...«

Herr Pfau schwoll ab, er nahm seinen Zylinder vom Kopf, denn er fand es heiß; und als keiner ihm antwortete, nicht der versunken dastehende Manes, nicht Raffael, nahm er Noten und Taktstock unter den Arm und zog davon, seiner tobenden Herde nach.

»Raffael —? Raffael —« sagte Manes nach einer Weile behutsam und ohne sich zu rühren, »du mußt nicht weinen...«

Raffael preßte die Hände gegen die Stirne, und seine Augen sahen in eine Schwärze ohne Ufer. »Am Gottes willen —« flüsterte er, »um Gottes willen: was wird aus mir...?«

\* \* \*

Raffael Gutmann lief über den Tempelhof, in dem schon dünnes Gras zwischen den Pflastersteinen wuchs; er lief in einer seltsam taumelnden, bewußtlosen Art an Herrn Bostkows vorbei und die abschüssige Tempelgasse hinunter. Seine Hände schlenkerten willenlos hin und her, sein Kopf verkroch sich tief gesenkt im Kragen des dünnen Mantels; seine Augen waren weit geöffnet und mit Schrecken angefüllt, und dabei lächelte er ein entsetztes, hilfloses, armes Lächeln.

Raffael Gutmann war aus dem Tempel entlassen.

Seine Gedanken flossen dumpf und wirbelnd durcheinander und fanden keinen Weg. Wunderlich klar inmitten aller Wirnis stand ein Bild, tauchte unter, stand wieder auf, war überall in die Luft gezeichnet: Sonne auf David Belfts Ladenschild und die Auslage, die schöne Auslage mit dem Karpfen in der grünlichen Sülze. Es ist ja nicht möglich — sagte Raffael mit trockenen Lippen sich vor, das ist ja nicht möglich, das ist ja nicht möglich...

Er hatte die Dinge wehrlos an sich herankommen lassen. Er hatte seit Monaten mit angespanntem Gefühl gelauscht, wie die Angst an ihm emporkroch, dichter, dichter, wie die Judengasse ihn zu sich zurückholte. Ihn, der Corinna liebte, der den Fidelio auswendig kannte und die Meisterfinger . . .

Nun ist es so weit, dachte er; zutiefst lag ein heimlicher Schein von Erleichterung in dem Gedanken: Daß die Zeit der Angst, der Lähmung, des Wartens vorbei war. Daß nun ein Wille da war, der ihn zwang. Daß die Judengasse stärker war als er, der Musfiktant, der Träumer, der Tatenlose.

Das ist ja nicht möglich, sagte er sich vor, und lief durch die Stadt, die freie Stadt, mit bewußtlosen Schritten.

Manes saß beim Fenster, als Raffael eintrat, und hielt sein Gesicht der Helle hin; das Zimmer schwieg so tief, nur die Uhr sprach von verrinnender Zeit, etwas Fremdes schwang wesenlos im Raum. Manes streckte die Hände Raffael entgegen und sagte: »Ich wußte, daß du der erste sein wirst, dem ich es sage.«

»Der erste —?«

»Corinna —«

»Was ist mit ihr?« fragte Raffael; schon war es ihm gleichgültiger geworden. »Darf sie den Fidelio singen? Ja, die ist stark, Corinna . . .«

»Die ist stark. Die will meine Frau werden — Raffael!«

Raffael stieß eine ziellose Bewegung zwischen sich und das blinde Gesicht. »Das ist schön —« sagte er zugedrückt. Ich! klagte es tief in ihm, ich, ich.

»Ich bin entlassen, Herr Manes. Das wird Sie heute nicht interessieren. Ich wollte es Ihnen nur sagen — damit Sie sich einen anderen Führer suchen. Ich darf nicht mehr zu Ihnen kommen. Mich stecken sie nun ins Geschäft, in die Gasse. Deshalb wollte ich es Ihnen sagen.« Er senkte den Kopf und sagte leiser noch: »Ich dachte, Sie können helfen — aber helfen kann vielleicht einer dem anderen nicht . . .«

»Wir sind doch Freunde, Raffael —«

»Ja . . .«, sagte Raffael sonderbar leer und ermüdet. Die Uhr stach so schnell in die Stille, er tat ein paar Schritte und schaute sich an dem Zifferblatt fest. »Ich bin durch die Stadt gelaufen, zuerst zu Ihnen, ich war wie bewußtlos; ich glaubte, nichts zu sehen, aber ich sah alles so deutlich. Jetzt weiß ich erst, jetzt fängt alles an in mir aufzuwachen, was ich gesehen habe und gehört — heute — und vorher. Wird es später auch so in mir aufwachen, und so weh tun, dann, wenn ich Kommis bin im Geschäft von David Belft? So deutlich, Herr Manes, so deutlich. Ich glaube, Leute, die man zur Hinrichtung fährt, die sehen alles so deutlich und wissen es nicht. Man könnte einen Trauermarsch schreiben — Gang zum Richtplatz — wissen Sie . . .«

»Nun, Raffael — es wird sich etwas finden lassen, es muß sich etwas finden lassen. Du bist doch ein Talent! Dich läßt man doch nicht zugrund gehen — nur heute weiß ich nichts — ich muß mit Corinna sprechen —«

Manes' Stimme war tief und zitternd vor Glück, wenn er nur den Namen aussprach. Ein Schluchzen antwortete ihm. Es kam vom Fußboden her; er kniete ungeschickt nieder, und tastend fand er Raffael's Kopf und seine an den Boden verkrampften Hände.

»Verzeih mir —« sagte Manes leise; »verzeih mir: ich bin glücklich und du weinst —« Aber seine Stimme hob sich und konnte ihren Jubel nicht in sich verbergen: »Das Glück ist zu groß — zu stark — verzeih mir — ich kann heute nichts anderes denken.«

Raffael erhob sich. »Ich bin dumm — kindisch,« sagte er und zwang sich ruhig. »Nur — es ist nicht leicht.«

»Was ist das nur?« fragte Manes unsicher, »wie ist es plötzlich gekommen? Wir haben nicht daran gedacht? Wir haben es geschehen lassen? Hab' nur Geduld, mein Junge — ich lasse es nicht so — das darf ja nicht sein —« er brach ab und sagte ganz leise: »Aber heute kann ich ja nur eines denken: Corinna —«

»Ja,« sagte Raffael mit verrosteter Stimme, die sich unter Mühen irgendwo losriß; »ja. Ich wollte Ihnen auch nur Adieu sagen; ich werde Sie ja lang nicht sehen. Adieu also — und vielen Dank —« Er schaute durch eine Welt hin auf das Harmonium. Lang nicht sehen, lang es in ihm, lang nicht; das Zimmer nicht, das Harmonium nicht, die Oper nicht; nicht Corinna —?

Da war das Weinen wieder, das einen zu Boden warf; er zwang es in sich. »Ich lasse Fräulein Corinna grüßen — Ihr Fräulein Braut; ich wünsche Glück —«

»Was ist es mit mir? Wen läßt du grüßen?« fragte Corinna; Maiglöckchenduft wehte mit ihr über die Schwelle. »Wie siehst du aus, Raffael? Weinst du an meinem, meinem Tag?«

»Man steckt ihn wieder in die Gasse, man zieht ihm den Raftan wieder an, Corinna, man läßt keinen Mustter aus ihm werden.«

»Man steckt ihn? Dich? Raffael? Und du? Bist du selbst nicht da? Sieh doch deine Hände an! Läßt du sie nur so an dir herunterhängen und tust nichts? Kannst du dein Leben von anderen machen lassen? So packe es doch selbst und hilf dir. Junge! Raffael! Du siehst aus, als schliefest du!«

Sie rüttelte ihn, er spürte ihren Atem in seinem Gesicht, das gab einen schneidend süßen Schmerz. Er sah seine Hände an. Ja, da hingen sie, große Bubenhände mit langen Fingern. Sie konnten Jugen spielen — sonst nichts.

»Ich danke schön für alles,« sagte er, es klang hilflos in seiner Höflichkeit. »Ich danke bestens. Es läßt sich wahrscheinlich nichts machen. Es liegt wahrscheinlich an mir, ich kann nichts tun — ich kann nur geschehen lassen. Schwach. Schwach.« Er verzog den Mund, er spürte bitteren Geschmack in Kehle und Gaumen. »Schwach,« sagte er nochmals, und Manes hörte den Ton des Efels aus dem Wort. Er griff nach Raffael, aber da klorrte schon die Türe über einem erstickten Adieu.

»So seid ihr . . .,« sagte Corinna, die am Fenster stand und schweifende Augen dem Himmel zuwandte.

»Man muß ihm helfen —« murmelte Manes schuldig.

»Er muß sich selbst helfen,« sagte Corinna.

Manes lief plötzlich davon, stieß sich ungeschickt bis in das Treppenhaus, von unten klang ihm noch ungleicher Schritt, wie auf der Flucht, er beugte sich weit über das Geländer und rief: »Raffael! Ich werde dir auch Konzertkarten schicken!«

Er bekam keine Antwort. Und langsam deckte sich sein Gesicht mit einer Röte, als schäme er sich.

\* \* \*

Und nun begann die Sudengasse ihre Arbeit an dem schwachen Raffael Gutmann.

Die Hände waren es zuerst, die sich verwandelten. Sie spielten nicht mehr Fugen, sie wogen, klebten Düten, faßten in heißende Heringslake, füllten schwarze Kartoffeln in schwarze Säcke. Es wurden fremde Hände, mit schmutzigen, zerrissenen Nägeln und roten zerprüngenen Gelenken. Dann zog man ihm den Raftan wieder an, der orthodoxen Rundschaft zu Gefallen, das änderte seinen Gang, das beugte ihm die Schultern vor und knickte ihm die Kniekehlen. Augen und Stirne blieben am längsten sein; doch heimlich, langsam, fraßen die Stunden an ihnen, die stumpfen Stunden im Geschäft, hinter Stößen schmutzigen Papiergeldes, das zu zählen war, die Stunden im Keller, da man wog und wog. Kaffee, Pfund auf Pfund, Zucker, Reis, Pfund auf Pfund, alles etwas verschmutzt und mit Petroleum-

geruch durchtränkt. Stück für Stück sank sein Eigenes von ihm, das Leuchten, die Sehnsucht, das, was er selbst war. Nachts, vor dem Einschlafen, da war es noch nah: ein Wirbel von Melodien, die er einmal gehört hatte, fanatisch, auffaugend, daß sie sein eigen bleiben sollten, unverlierbar und für alle Zeit...

Erst wehrte er sich; in seiner müden, angstvollen Weise wehrte er sich.

In freien Minuten schlich er zum Tempel hinunter und schaute sehnsüchtig in den Hof, wie früher als Kind. Aber Herr Boskowsz grüßte nur offiziell, er hatte jetzt einen anderen Günstling aus der Sudengasse um sich. Manes blieb unsichtbar. Später erst bekam Raffael die Nachricht: er war vom Tempel entlassen, da er eine Christin geheiratet hatte. Corinna — dachte Raffael, und eine Sekunde lang sah er sie ganz, das kleine Gesicht zärtlich in den billigen Pelzkragen eingebettet, den willensstarken Mund, die Bewegung, mit der sie das Haar zurückstrich. Jemand verlangte zwei Pfund Zwiebeln...

Herr Pfau ging vorüber, er nickte, er sagte: »Aha, der Gutmann. Guten Tag, Gutmann, wie geht es Ihnen?« Traurig war es und sonderbar, daß Herr Pfau nun »Sie« sagte. Von Manes kamen Briefe und Karten für die Oper, für Konzerte. Die Briefe wurden ihm fremder und fremder, das erschreckte ihn; die Karten, die er nicht benutzen durfte, trug er hinaus auf den kleinen Platz und sah mit heißen Augen zu, wie ein Windstoß sie aufhob und zurücktrug in die Stadt, aus der sie kamen.



Manchmal stand unter den großen gestochenen Buchstaben der Blindenschrift ein kleiner Satz von Corinnas fester Hand; das war wie ein Lächeln in finsterner Stube. Aber dann verschwamm die Erinnerung an ihre Stimme, an das blonde Gesicht, verwischte sich, erkrank wie alles andere im Schatten der Gasse.

Erst wehrte er sich, in seiner müden, angstvollen Weise wehrte er, dann wurde er stumpf, leer, hoffnungslos. Die Tage gingen so gebückt dahin, so immergleich unter dem dünnen Band des Geththimmels. Von acht Uhr morgens bis zehn Uhr abends stand David Belfts Geschäft offen, angefüllt mit mißtrauischen, geizigen, handelnden Stimmen und Händen, die alles betasteten. Am Freitag abend nur wurde Ruhe im Haus, es schimmerte ein wenig Sabbatstille in die Gasse. Ein Tischuch ohne Fettflecke deckte den Tisch, zwei Kerzen brannten Feierabend, man durfte kein Geld berühren, David Belft holte den Karpfen aus der Auslage und schloß die Rolladen. Im engen Bethaus stand Raffael neben seinem Vater und schlug sich an die Brust und beugte sich vor und zurück, wie die anderen, indes er die Gebete zu einem sonderbaren Singsang, zu einem Hebräisch voll übermäßiger Quetschlaute verzerrte, wie es hier Sitte war. Und langsam verlernte er wieder die Sprache der Stadt draußen, vergaß völlig jenen Gott, zu dem Kinder sprechen konnten und dem sie in den Kirchen Messen sangen . . .

Nur manchmal, nachts, in der stickig dumpfen Küche, vom Husten des kranken Bruders geweckt, fuhr er aus

Träumen auf und konnte weinen. Im Dunkel wachten Melodien auf, gestorbene Lieder; Schwesterlein? klagte es süß, Klang erhob sich, umtanzte die Matrasse, auf der er lag, Bilder kamen und gingen, leuchtend in die Schwärze gestellt. Worte klangen auf, Namen, halbverlöschte. Und es geschah ihm, daß er sich erschüttert aufsetzte und ein Wort oftmals in die Stille flüsterte: Beethoven! Die Matthäuspassion! Er streichelte dies Wort mit seiner Stimme, er ließ es aufglänzen, als letzte ersparte Kostbarkeit aus einem vergangenen, überreichen Leben.

Am Morgen aber, hinter dem Ladentisch, sahen solche Nächte dumm und unwahrscheinlich aus, und sie wurden seltener und seltener . . .

Moriz Belft, der rothaarige, mißtrauische: der war draußen in der Stadt, die man manchmal abends irgendwo an das Judentheil branden hörte. Wenn er zu Besuch kam, brachte er ein höchst erstaunliches Deutsch mit, sehr farbige Kravatten, sehr gelbe Schuhe und ein dementsprechendes Selbstbewußtsein. Sonst nichts. Raffael ließ die Hände hängen und gab sein Fragen nach dem Draußen auf. David Belft, der Alte, trat unter die Ladentüre zu Lazer Gutmann, der abends mit dem Pinkel vorbeizog, und sagte friedlich blinzelnd: »Dein Raffele, leben soll er; es wird noch ein ordentlicher Mensch aus ihm.«

Das Jahr ging hin, Sommer, Winter, und wieder Sommer. Harter Schnee auf dem kleinen Platz, die

hysterische Erregung der Osterzeit, blauverpackte Waschestapel im Laden, neues Geschirr, saubere Tüten, ein Fieber von Reinlichkeit in der verschmutzten Gasse. Stüchtige Sommerluft dann, das Himmelsband weißlich vor Hitze über den rufenden Schornsteinen, glänzend-graue Wolken, an gezackte Dächer stoßend, dumpfe Gewitter, nächtliches Licht in die Küche streuend.

Die großen Feiertage des Herbstes fanden Raffael Gutmann stumpf, leer, fast zufrieden. Sie zogen mit all ihrer fanatischen Seltsamkeit in das kleine Bethaus ein, mit Klagen, Schluchzen, leidenschaftlicher Reue, mit lauten Gebeten und Schofarklängen. Zum erstenmal seit vielen Jahren verbrachte Raffael die Feste nicht im großen Tempel. Leise schwindlig vom Fasten trat er nachmittags aus dem kleinen Bethaus auf die Treppengasse hinaus, es war eine kurze Gebetpause. Feine Herren und Damen, Federhüte und Zylinder entströmten unten in der Tempelgasse dem Hofeingang, sie trugen neumodische Kleider und hatten in den Händen Blumen und nektengewürzte Zitronen, um sich zu erfrischen. Und Raffael Gutmann erschienen diese Leute fast wieder so fremd und sonderbar, wie in der Kinderzeit. Lazer Gutmann stand neben ihm auf den zerbröckelnden Stufen und sah ihn von der Seite forschend an, wie er so stumpf verwundert die Menschen von da draußen anstarrte.

Und in einer sonderbaren Bewegung — Scham war darin und Schuldbewußtsein, und doch Genugthuung — küßte er seinen Sohn auf die entgötterte Stirne.

Der neue Winter fand Raffael still und fast zufrieden in David Velsts Geschäft. Seine Augen hatten ihr Leuchten verloren, seine Seele war ohne Sehnsucht und ohne Musik. Und er weinte auch nicht mehr bei Nacht...

\* \* \*

In einem schneidend kalten Februartage aber geschah das Seltsame, daß Raffael Gutmann gleichsam erwachte, auffuhr aus seiner traumhaften Stumpfheit, und sich mit einem jähen Erschrecken auf sich selbst besann.

Es geschah an einem Freitag abend; in den grauen Schneewolken hing schon die Dämmerung wie ein Tuch, bereit, herabzusinken und das Judenviertel mit Sabbatstille zu umhüllen. Raffael saß in der kleinen Kammer neben David Velsts Geschäft und klebte Tüten. Es war sehr kalt hier, der Kleister stockte, es roch säuerlich, und Staub stieg aus den Stößen von graugegilbtem Makulaturpapier, die sich am Boden türmten. Zeitungsbuchstaben liefen wie Ameisenzüge hin, Raffael hielt eine halbfertige Tüte in der Hand und wußte nicht, wie ihm war. Die Buchstaben hatten ihn angerufen, sie hatten Corinnas Namen gerufen, den vergessenen; er stand da zwischen »Börse« und »Gerichtssaal«, Raffael hob die Tüte in das letzte flickende Licht am vergitterten Fenster und las: »Ein Fest war die gefrige Aufführung des Fidelio. Die große Leonorenouvertüre, gespielt wie vielleicht noch nie, als Fidelio eine junge Sängerin, eine

Künstlerin von edelster Art, welche — « Da war die Tüte und der Bericht zu Ende. Aber Raffael saß da, am vergitterten Fenster, so unheilbar gefangen und verstrickt, ein armseliger kleiner Verkäufer zwischen leeren Risten, schmutzigen Flaschen, riechenden Fässern, krankhaft auskeimenden Kartoffeln, und er sah das letzte Jahr in einer plötzlichen Helle an sich vorübergehen.

Lange, lange saß er da, mit erblaßter Stirne, und hielt die halbfertige Tüte in den ineinandergepreßten Händen; er horchte auf die Melodien, auf die Gedanken, auf den unendlichen Schmerz und die Sehnsucht, die in ihm aufwachten. Später — es dunkelte schon tief — stand er auf, mit dem Leuchten früherer Zeit in den Augen, und flüsterte es sich vor: Fidelio . . .

»Raffael! Raffael!« rief David Velft singend und langgezogen vom Laden her: »Mach' Schabbes! Es ist schon spät!«

Raffael stellte sorgsam Kleistertopf und Pinsel beiseite, schichtete die Tüten auf, schob Risten und Papier in Ordnung — er hatte ein Lächeln dabei wie ein Kind, das schläft.

Schmutziges Geld füllte seine erweckten Hände. »Da haste den Lohn,« sagte der alte Velft. »Gib ihn der Mutter, und guten Schabbes, mein Kind.«

»Gute Nacht,« sagte Raffael mechanisch. »Guten Schabbes.«

»Hör', Raffael, bring noch den Karpfen herein aus der Auslag' und mach' den Laden zu.«

Raffael hob den grünen gefüllten Karpfen aus dem wilden Stilleben der Auslage, eine dünne Eistrufte überzog die Schüssel. »Kalt ist es —« sagte er schlafwandlerisch. David Velft hob den Kopf nach dem veränderten Klang seiner Stimme und sagte: »Geh beten, Raffael, es ist Zeit.«

Der Schnee jagte harte Flocken über den Platz und an Raffaels geschlossene Lider; in der Judengasse heulte gefangen der Wind wie in zu engem Schornstein. Lazer Gutmanns Laden war schon geschlossen. Raffael tappte durch den dunklen Hausflur zur Küche. Die Mutter stand am Herd und briet, scharfer Zwiebelgeruch biß in die Augen. Der Bruder hustete im Winkel. »Haste das Geld? Gib's her,« sagte die Mutter, ohne hinzusehen. »Oder nein, leg's gleich herein in der Schachtel.«

»Ja —« sagte Raffael; er ging in die Stube, er hob die Blechschachtel vom Schrank, stand, zögernd von Gedanken umhergetrieben, und stellte sie wieder zurück, ohne das Geld hineinzulegen. Die Mutter kam ins Zimmer mit reiner Schürze, sie entzündete die Kerzen am Tisch, breitete die Hände und murmelte den Segen über die kleinen zitternden Flammen. »Geh beten, es ist Zeit,« sagte auch sie. »Der Vater ist schon dort.«

Noch stand Raffael einen Augenblick. »Guten Schabbes, Mutter —« sagte er ungewiß und schloß die Türe hinter sich.

Er schritt die Gasse hinunter, und nun war der Wind hinter ihn her, trieb ihn vorwärts, stieß ihn auf den

Frau Kreitlein öffnete die Thür mit einer Gebärde, als handle es sich um den Eintritt in ein Karikaturkabinett. »Das wäre die Stube,« sagte sie, und schaute der Dame erwartungsvoll auf den Mund.

Die Dame sah genau wie ein kleiner Vogel aus; sie hatte ein etwas ausgerupftes Federkräuschen um den Hals, und auf ihrem Kopf balancierte ein Hütchen, das durchwegs mit gefärbten Schwalbenschwänzen garniert war. Sie bewegte Kopf und Hütchen in kleinen Rucken, Spannung war in ihrem Vogelgesicht zu bemerken, und sie sagte: »Es hat ja grüne Tapeten?«

»Ja —; nun —; grüne Tapeten hat es eben,« sagte Frau Kreitlein, und warf den Wänden vorwurfsvolle Blicke zu.

»In grünen Tapeten könnte Gift sein —« sagte die Dame sinnend, und griff die Wände an, die ein etwas speckiges Gehaben an den Tag legten.

»Gift — i wo,« sagte Frau Kreitlein. Die Tapeten waren nicht neu, sie hatten hellere Stellen, wo die früheren Mieter die Photographien ihrer Lieben hängen gehabt hatten, über dem Sofa hingegen dunkelte es etwas, da war der Lieblingsplatz von Provisor Schnettes Pomadepopf gewesen. Frau Kreitlein rückte einen Trom-

peter von Säckingen in das beste Licht und sagte: »Es ist ein schönes Zimmer, nur, wie gesagt —«

Aber die Dame hielt noch beim Gift. »Arsen kann in grünen Tapeten sein,« äußerte sie und schien angeregt; »haben Sie nicht von dem Bankier Oppenheimer in Petersburg gelesen, den seine Erben durch grüne Tapeten vergifteten? Nein? Sehr interessant. Auch in den Memoiren aus Louis-quatorze-Zeiten kann man von solchen Dingen lesen. Man fühlt sich dann eine Zeitlang außerordentlich wohl in solchem Zimmer, man blüht auf, nachher fängt man an zu verfallen und stirbt unrettbar. Arsen könnte also in den Tapeten sein,« beschloß sie und rückte mit ihrem Vogelkopf weiter.

»Aber es ist ja vergittert!« rief sie leise, und faltete die Hände. »Was hat das Gitter am Fenster zu bedeuten?«

»Es ist wegen dem Gßr,« sagte Frau Kreitlein; »das krabbelte früher immer aufs Fenster, und das war doch die Wohnstube, und da sagte mein Mann, laß uns doch ein Gitter machen, sagt er, sonst fällt es noch raus, das Gßr nämlich, denn damals war es noch klein, sechs Mark haben die Stangen allein gekostet, gearbeitet hat es mein Mann, er ist ja gelernter Schlosser, und glauben Sie, kaum war das Gitter da, nie wieder krabbelte das Gßr aufs Fenster, aber so sind die Kinder.«

»Hinter vergitterten Fenstern —« sagte die Dame versonnen, um gleich darauf den Kopf zu heben und in entschlossenem Ton zu beenden: »Das Zimmer gefällt mir; was kostet es?«

»Achtzehn Mark im Monat werden ja nicht zuviel sein, mit Kaffee, und wenn die Dame was zu waschen hat, das kann ich ja mitwaschen, nur eben, daß der Eingang durch die gute Stube ist, aber ich finde immer, das steht doch ganz fein aus, wenn die Dame Besuch bekommt, und der geht durch die gute Stube, ein Pinjano steht auch drin, das ist noch von Herrn Schnetke her, der war immer unpünktlich mit der Bezahlung, und schließlich rückte er ganz aus, und da gaben wir den Pinjano nicht her, spielen kann es ja keiner, aber wie macht es sich in der guten Stube, es gehört förmlich hinein, und mein Mann sagt, wenn das Gßr größer ist, kann es ja Klavierspielen lernen, sagt er. Natürlich ist die Bezahlung pränumerando.«

»Natürlich,« sagte die Dame und errötete schwach. »Ich bezahle den ersten Monat gleich, in Zukunft kann das mein Bankier in Ordnung bringen.«

Frau Kreitlein sah wieder der Dame erwartungsvoll auf den Mund und fragte: »Was hat die Dame für einen Beruf, wenn ich fragen darf?«

»Ich bin Klaviervirtuosin; jezt spiele ich etwas weniger in Konzerten, aber ich gebe besonderen Talenten Unterricht. Ich war Professorin der Musik am kaiserlichen Konservatorium in Petersburg; aber die politischen Verhältnisse waren in letzter Zeit nicht mehr verlockend dort — Sie verstehen — nun, reden wir nicht davon; es regt mich auf.« Wirklich schien die Dame aufgeregt; ihre Mundwinkel zitterten ein wenig und die Hände auch.

Sie trat an das Fenster, lehnte das Schwalbenhütchen an das Gitter um sechs Mark und starrte hinaus.

»Wie schwarz und tief es da hinunter geht; wie eine Schlucht —,« sagte sie leise.

»Ja, sieh die Dame, da ist nun das verdammte Kohlenlager im Vorderhof. Sollst mal sehen, wer da in das Vorderhaus kommt, sagt mein Mann, wie der alte Wilke starb, der die Kunstglasererei hatte, wissen Sie, das kann nur ein Reicher bezahlen mit den Nebenräumen, und wer hat heutzutage das Geld, da kommt so ein Kohlenfräse daher, Kbbeling heißt er, und macht das ganze Haus dreckig, daß Ohr hat immer eine schwarze Nase, Zunge, sagt mein Mann, haste wieder Kohlen gefressen, sagt er, aber es nützt kein Reden, immer ist die Nase schwarz. Von den Stiefeln will ich schweigen.«

Und das tat Frau Kreitlein. Sie hatte nur Anfälle. Sie hatte Viertelstunden, wo sie über jedes Komma hinwegrasen mußte, bis alles gesagt war. Aber sie hatte Stunden, wo sie schwieg wie ein begabter Diplomat. »Wenn ich um den Namen bitten dürfte,« sagte sie nur noch und verstummte dann gänzlich.

»Hier ist meine Karte,« sagte die Dame; »und hier ist die Bezahlung für einen Monat. Allerdings habe ich noch eine Bedingung zu stellen —« Frau Kreitlein erschielte auf der Karte ein kleines von, sie öffnete staunend den Mund und rückte der Karte näher. Gabriele von Gabrilow. Klaviervirtuosin. Die achtzehn Mark lagen daneben, prämmerando und ohne lange Auseinander-

setzung. Frau Kreitlein war nicht besonders verwöhnt, Herr Schnette lag nicht als einziger dunkler Punkt in ihrer Vermietungsvergangenheit. »Was die Dame wünscht,« sagte sie beflissen.

Das Vogelköpfchen errötete leicht, die zitternden Finger bewegten sich schwach, und sie sagte: »Ich habe da ein Tierchen, ein ganz kleines Tier, ein süßes kleines Geschöpf; von dem kann ich mich nicht trennen. Es ist mein einziges Glück.«

Nanu, dachte Frau Kreitlein, aber da sie ihre schweigsame Stunde hatte, wartete sie stumm.

»Es ist in einem Käfig; es ist gar nicht zu bemerken,« sagte die Dame, und ihre gestopften Zwirnfinger zitterten stärker.

»Ein Vogel?« fragte Frau Kreitlein.

»Nicht einmal; ein Vogel macht Lärm; es ist ein so stilles kleines Tier. Es ist mein ganzes Glück. Erinnerungen hängen daran —«

»Eine Raçe?«

»Nicht einmal. Raßen sind falsch. Es ist ein Iltis.«

»Was?« fragte Frau Kreitlein.

»Ein Iltis. So etwas wie ein Edelmarder, wissen Sie: ein Iltis.«

»Stinkt es?«

»Er ist ja zahm,« sagte die Dame flehend.

Frau Kreitlein schüttelte den Kopf. Was diese feinen Damen alles haben, dachte sie. Wenn es nicht stinkt — denn man zu,« entschloß sie sich, gestärkt durch einen Blick auf Geld und Karte.

»Dann will ich also meine Koffer bringen lassen,« sagte die Dame, und nun erst schaute sie besitzergreifend den ganzen Raum an. »Ich werde einige Familienbilder herhängen und etwas von unserem Familien Silber aufstellen, dann wird es ganz hübsch hier. Leider ist mein Flügel noch in Petersburg—es sind Zollschwierigkeiten—«

»Sie können ja immer mal auf den Pinjano spielen,« sagte Frau Kreitlein, und ihr Ton wurde gleich etwas gönnerhaft; die Dame machte eine hochmütige Bewegung mit den Zwirnhandschuhen. »Danke bestens,« sagte sie knapp. Es roch heftig nach anbrennender Milch. Frau Kreitlein entstürzte dem Zimmer, draußen brüllte gleich darauf ein Kind. Die Dame schaute sich noch einmal um, besah die grünen Tapeten, das Gitter, die schwarze Schlucht, und atmete zufrieden.

»Das Tierchen bringe ich selbst,« sagte sie. Sie war sehr froh.

\* \* \*

Frau Kreitlein stand im Gemüseladen an der Ecke und hatte ihren Unfall.

»Ein feines Fräulein haben wir diesmal, ein wirklich feines, gleich pränumerando bezahlt und kein Wort über den Preis, achtzehn Mark, wo es doch nur in den dreißigen Kohlenhof hinausgeht, mein Mann sagt, hättest zwanzig verlangen sollen, sagt er, aber so ist man doch nicht, fein kann einer sein und braucht deshalb nicht viel Geld zu haben, aber wie der Kohlenfrise im Vorderhaus, der hat dickes Geld, wer weiß wie, und keine Bildung,

wenn auch der Sohn auf Doktor lernt, das ist doch nicht fein, sage ich zu meinem Mann, sei froh, wenn sie pünktlich zahlt, mein Mann sagt, es wird schon einen Saken haben, sagt er, gewiß kommt dann jeden Abend der Bräutigam oder es ist sonst eine Anstlichkeit dabei, wer weiß, wo sie das Geld her hat, sagt er, da mach dir keine Sorgen, sage ich, an die rührt keiner an von wegen Bräutigam, schön ist sie ja nicht, das muß wahr sein, aber ein feines Fräulein. Zwei schwere Koffer hat sie, ihr Vater war doch Statthalter von Masuren, und durch die politischen Verhältnisse ist sie in schlechte Lage gekommen, jetzt ist sie Klaviervirtuosin, spielen kann sie, sage ich Ihnen, sie spielt manchmal auf das Pinjano, da kann sie ein Stück besonders, das heißt Schöpäng, das trillert nur so, das Herz bleibt einem stehen, so schnell geht es. Was haben Sie nur für geschickte Finger, sage ich, und so kleine Hände dabei und kleine Füße, der Willi, das Gör, könnte bald Ihre Schuhe tragen, da lacht sie nur so fein, das ist die gute Rasse, sagt sie. Mit dem Willi, dem Gör, ist das überhaupt eine Liebe und Seligkeit, weil sie doch das Tierchen hat, es ist ihr ganzes Glück, sagt sie, rührend war das direkt, es ist ganz niedlich, der Willi sitzt den ganzen Tag vor dem Kasten und schaut es an, es riecht ein bißchen, aber schließlich ein Hund riecht auch, wenn er naß wird, und das Utis riecht nur, wenn es erschrickt, den Willi kennt es nun schon, da erschrickt es nicht mehr, da riecht es auch nicht, bloß wenn ich im Zimmer sauber mache, da riecht es, aber

man kann nichts sagen, sie hat es von ihrem Verlobten geschenkt bekommen, einem Grafen, er ist dann in den Kolonien gefallen, es ist das letzte Andenken an ihn, da hat man doch nicht das Herz und sagt, es riecht. Am meisten freut sie sich über die grüne Tapete, ich spüre es schon, Frau Kreitlein, sagt sie, es fängt schon an, was denn Fräulein, sage ich, es geht mir schon viel besser, ich blühe ordentlich auf. Na, dann ist's ja recht, sage ich, von Aufblühen kann man nämlich wirklich nichts merken, sie ist ja ein bißchen wunderbarlich in manchen Sachen, mein Mann sagt, die hat nicht nur ein Itis, die hat auch einen Vogel, sagt er, aber das ist unrecht, es ist wirklich ein feines Fräulein; jeden Abend schreibt sie in ein Heft Memoiren, das ist so Mode bei den Adelligen, sie hat uns schon daraus vorgelesen, der reinste Roman, man kann es in der Zeitung nicht schöner haben, dem Willi lernt sie am Pinjano ein Stück als Überraschung zu Geburtstag von meinem Mann, das Gör ist wie ausgewechselt, seit das Fräulein im Haus ist, dafür gebe ich das Itis den Küchenabfall zum Futter, es riecht wie im Affenkäfig bei uns, sagt mein Mann, aber ich sage, lieber ein Itis, als die Geschichten mit den Mannsleuten wie bei der letzten Person, die wir hatten, wenn es auch riecht, sobald es Angst hat; nun also zwei Pfund Zwiebeln, aber von den neuen, Herr Rapensitel. »

Und Frau Kreitlein schließt den Mund und wird nun zwei Stunden lang kein Wort reden.

\* \* \*

Gabrilowstky heißt die Dame, die bei Kreitleins wohnt; Gabriele Gabrilowstky, Tochter des verstorbenen Verwalters Gabrilowstky aus Zwienice im Kreis Groß-Strelitz, neununddreißig Jahre alt, alleinstehend, Private, im Bezug einer Gnadenpension von monatlich fünfunddreißig Mark. Kein Vater Statthalter, kein Bräutigam Graf, kein Flügel, kein Bankier, ach nein. Eine Hochstaplerin also? O nein, ihr Lieben, gewiß keine Hochstaplerin. Was sie erzählt, ist wahr, weil sie es glaubt; sie betrügt ja niemand, sie zahlt so pünktlich ihre achtzehn Mark, pränumerando — obwohl das nicht immer einfach ist — sie macht keine Ansprüche, sie bezweckt nichts mit ihren Porträts, dem Familiensilber und den adeligen Memoiren. Nur, ihr Lieben, gibt es Menschen, die es nicht vermögen, das Wirkliche auszuhalten, ihm in die Augen zu schauen gleichsam, sie sind auf der Flucht, sie müssen ein bißchen Klingklang haben, ein wenig Schnörkelwerk um dieses unerträgliche, armseelige Stückchen wirkliches Leben.

Wie sieht es aus, dieses Leben, wie ist es denn beschaffen? Es hastet ein Mensch die Kaiserstraße entlang, ein kleiner Mensch mit einem Vogelkopf, einem Schwalbenhütchen, einem gerupften Federkräuschen, ein winziger verängsteter Mensch mit ewig zitternden Fingern, die lange, endlose Kaiserstraße dahin. Das Hütchen sitzt schief, es ist immer in Gefahr herunterzufallen, die schwarzen Vogelaugen wandern unstill, es läuft ein wenig Schweiß die Schläfen herunter, der rechte Zeigefinger hält sich krampfhaft am



rechten Daumen fest, denn dort hat der Zwirnhandschuh ein Loch, schon wieder, und das darf bei einer Dame von altem Adel nicht vorkommen. Lacht nicht, ihr Lieben. Zwei Familien hat das Fräulein, wo es Klavierunterricht erteilt, Klavierunterricht nach bewährter Methode, die Stunde zu sechzig Pfennig. Die eine Familie wohnt im Westen, es sind Konditor Mannekes in der Mollerstraße. Die andere Familie, Feldwebel Krönje, haust im Proviantamt, im Norden der Stadt, oder vielmehr dort, wo der Norden aufhört, wo die Stadt aufhört, wo nur mehr Baupläze sind, Fabrikshöfe und eben jenes Proviantamt, wo Krönjes hausen. Beide Familien aber sind versessen darauf, am Mittwoch nachmittag Klavierstunde zu haben, denn da sind die Kinder schulfrei. Die ganze Woche sitzt das Fräulein untätig herum in ihrem grünen Zimmer über der Kohlschlucht, weiß nicht, wie sie die leeren Altjungfernstunden hinbringen soll. Da ist zwar das Tierchen, ja, aber es wird alt und will viel Ruhe und Schlaf, und da sind die Memoiren zu schreiben; und dann ist neuerdings noch das Pianino in der ungeheizten guten Stube und der Willi, das Kind, der die Zeit verbringen hilft; trotzdem: die Woche ist lang und das Fräulein hat nichts zu tun.

Aber Mittwoch und Samstag wollen beide Familien ihren Klavierunterricht und womöglich zu gleicher Zeit.

»Gnädige Frau!« fleht das Fräulein die Konditorin an — sie sagt den Müttern ihrer Klavierkinder immer gnädige Frau — »Geht es denn nicht eine Stunde früher,

eine halbe Stunde wenigstens? Ich habe nachher auf der dänischen Gesandtschaft Unterricht zu geben, dort läßt es sich nicht verschieben, weil abends großer Empfang ist —«

Sie hat solche Angst, die Stunde zu verlieren, unwiederbringlich auf kostbare sechzig Pfennige verzichten zu müssen, daß ihr die Tränen in den Augen stehen; Frau Mannecke ist gerührt. »Gnädige Frau!« beschwört das Fräulein Frau Krönje — »Eine halbe Stunde später, eine Viertelstunde nur, ich habe vorher Unterricht auf der dänischen Gesandtschaft zu geben, es läßt sich nicht verschieben, weil dort nachmittags thé dansant ist —« Und auch Frau Krönje läßt sich erweichen.

Nun also, in dieser gewonnenen Dreiviertelstunde seht ihr das Fräulein durch die Kaiserstraße hasten, rennen, stolpern, atemlos, aufgereg, mit rutschenden Strümpfen, denn die Strumpfbänder sind ausgedehnt, und auch Strumpfbänder kosten Geld, wenn man sie neu anschaffen soll. Ach nein, lacht nicht, ihr Lieben, wenn ihr Fräulein Gabrilowsky laufen seht . . .

Mannekes haben ein merkwürdiges Kind, was das Klavierspielen betrifft; es ist ein kleines Mädchen mit steifem Wasserzopf, ehrgeizig, eifrig, voll Bessiffenheit. Aber es kann immer nur mit einer Hand spielen. »Nun mal mit der rechten Hand allein,« sagt das Fräulein, und gibt mit Augen, Fingern und Fußspitzen den Takt. Es geht ausgezeichnet. »Nun mal mit der linken Hand allein,« sagt das Fräulein und taktiert. Die linke Hand spielt didel dudel, didel dudel. Es geht. »Nun versuche es doch

mal mit beiden Händen zusammen, « sagt das Fräulein. »Das kann ich doch nicht,« sagt das kleine Mannecke. »Nun versuche es doch nur einmal,« beschwört das Fräulein. »Ich kann es aber doch nicht!« — »Ich spiele mit, so, nun versuche es doch nur, also los, didel dudel —«

Das kleine Mannecke nimmt alle Kräfte zusammen, es krümmt sich vor Eifer, es schiebt die Unterlippe vor, auch das Fräulein beißt die Zähne zusammen vor Anspannung. Es geht nicht.

»Mit zwei Händen zugleich kann ich eben nicht spielen,« sagt das kleine Mannecke, und fängt zu weinen an. Gegen Schluß der Stunde erscheint Frau Mannecke im Zimmer, sie riecht von Berufs wegen immer nach Zimt und Dese. Fräulein Gabilowsky, die im vegetarischen Restaurant »Thalia« speist, spürt plötzlich ihren Magen. »Nun spiele du mal die rechte Hand, ich mache die Begleitung,« sagt sie; »wir spielen ein wenig vierhändig, gnädige Frau —«

Frau Mannecke, die unmusikalisch ist wie eine Schildkröte, zeigt Befriedigung. »Wie hübsch das klingt, beinahe wie ein Walzer! Glauben Sie, könnte das Kind zu Weihnachten schon 'Stolzenfels am Rhein' spielen? Mein Mann schwärmt immer davon.«

»Stolzenfels am Rhein? Sicher, gnädige Frau, es ist ein reizendes Stück. Graf Benkendorf, bei dem ich die Kinder unterrichtete, hatte es auch so gern —«

»Was Sie sich für Mühe geben!« sagt Frau Mannecke und betrachtet die beiden heißen Köpfe über der Klaviatur; »wirklich, viel Mühe. Na, kommen Sie dann mal durch

den Laden, ich gebe Ihnen auch was mit für Ihr Tierchen, ein Eichhörnchen ist es, nicht?«

Im Laden ist es heiß, Fliegen summen über Himbeer-törtchen, es riecht nach Schokolade, wieder spürt das Fräulein einen nervösen, zusammenziehenden Schmerz im Magen; sie nimmt die Tüte mit Kekse- und Waffelabfall entgegen und hält dabei wieder das Loch im Handschuh zu. An einer Straßenecke, in einer Nische, faßt sie in die Tüte und schlingt ein wenig von dem Bröckelwerk hinunter, dann trabt sie los, um bei Krönjes zurecht zu kommen.

Dies ist die Stunde bei Manneckes. Bei Krönjes ist es anders. Bei Krönjes sind Zwillinge, Vuben, in jenem Altersstadium, da man die erste Zigarette raucht und erotische Zeichnungen anfertigt. Sie sind nicht gänzlich unbegabt, aber es fehlt ihnen an Zartgefühl und Ritterlichkeit. Sie arbeiten mit einem ganzen Arsenal von Knallerbosen, Niespulver und ähnlichen Requisiten gegen die Klavierstunde an; aber Frau Krönje will nun einmal, daß ihre Jungen Klavierspielen lernen, und sie ist eine energische Frau. Das Fräulein sagt »Sie« zu den Jungen; das Fräulein schwiszt innerlich und schluckt Tränen. Aber da die Jungen nicht gänzlich unbegabt sind und auch seltene Augenblicke eines menschenwürdigen Betragens aufweisen, ist es nicht unmöglich, daß sie demnächst das Niederländische Dantgebet zu exekutieren vermögen werden. Nach der Stunde ist das Fräulein müde, als hätte sie eine Hochgebirgstour hinter sich. Frau Krönje betrachtet das

wenig phantasievolles Gesunkler lieben, in besonderem Maß . . .

An den Tagen aber, da Fräulein Gabrilowsky im Restaurant »Thalia« zu speisen pflegte, machte sie sich um zwölf Uhr auf den Weg, der ziemlich weit war, denn das Restaurant lag in der Altstadt. Die Gasse roch nach Spüllicht, die Treppe roch nach Spüllicht, das Restaurant roch nach Spüllicht. Eine mißlaunige Dame von ausgelangter Blondheit bediente; sie nahm die Leute, die vegetarisch speisten, nicht für voll, und das mit Recht. Das Fräulein aß das billigste Menü, jenes zu fünfundsechzig Pfennig mit Bedienung und Service, es umfaßte zwei Gänge nebst Kartoffeln, und man konnte sich wundern, wieviele Varianten der Kohlaufbereitung zu erfinden waren. Nicht, daß es täglich Kohl gegeben hätte, aber es lag im Geheimnis des Restaurants Thalia, daß jedes dort verwendete Lebensmittel nach Spüllicht roch und nach Kohl schmeckte. Fünf Minuten nach dem Essen war man unendlich satt; eine halbe Stunde nach dem Essen war man unendlich hungrig. Allerdings lag zu Hause in der versperrten Eischlade — das Geheimfach nannte sie Fräulein Gabrilowsky — noch die zweite Schrippe vom Frühstück. Aber die sollte zum Abendessen dienen . . .

Fräulein Gabrilowsky rennt die Kaiserstraße hinab, die Schmalzstulle schaukelt wie ein schmerzender schwerer Fremdkörper im Magen, es regnet, die Strümpfe rutschen, das Hütchen sitzt unsicher. Gewiß hat das Tierchen schon Hunger, denkt sie, und ein Lächeln überkommt sie, ein

Lächeln von befremdender Weichheit in dem verjagten, hartlinigen Vogelgesicht. Sie denkt an das Tierchen und an das Kind.

Das Kind, der kleine Willi, ist ein dickes, blondes Geschöpf von sieben Jahren, mit zutraulichen hellen Augen, mit warmen kleinen Händen und einer lebhaften hohen Stimme. Er hockt zu Hause reglos vor dem Käfig und starrt hinein. Im Käfig hockt reglos das Tierchen und starrt heraus. Es ist ein schmales, geschmeidig schlautes Tierchen mit hübschem Schwanz und kleinen behutsamen Stecknadelaugen. Es hat etwas huschend Scheues in seinem Gebaren, aber es ist zahm, es ist ein wenig müde und hoffnungslos gemacht durch den jahrelangen Aufenthalt im Käfig, und es kennt die Hand, die Zitterfinger, die ihm das Futter reichen. Manchmal läßt es sich streicheln, mit geducktem Köpfschen, manchmal beißt es mit seinen Schneidezähnen, die viel zu lang sind, da sie nichts Hartes zu nagen haben.

»Schläft es, Willi?« sagt das Fräulein, und betritt auf Zehenspitzen ihr Zimmer.

»Nein, es ist wach, Fräulein, es macht immer so'n bißchen hin und her mit dem Schwanz —«

»Es hat Hunger, wollen wir es füttern?«

»O ja!«

Frau Kreitlein hat ein Schüsselchen mit Abfall hingestellt, es sieht ähnlich aus wie das Menü im vegetarischen Restaurant, aber es riecht besser, auch lebt das Tierchen nicht vegetarisch. Es steckt sein Näschen wählig

zwischen die Reste und sucht ein paar Fleischbröckchen heraus. Nachher legt es sich schlafen, rollt sich auf Fräulein Gabrilowskys Schoß zusammen und schläft sofort.

»Schläft es jetzt, Fräulein?«

»Ja.«

»Wie müddlich es ist, nicht?«

»Gefällt es dir, Willi?«

»O ja, Fräulein!«

Das Fräulein sitzt ganz still da; in ihren Händen ist die Wärme des schlafenden Tierchens; an der Schulter liegt ihr auch etwas Wärme, da reibt der kleine Willi den Kohlenfleck von seiner kurzen fröhlichen Nase. Das ist Fräulein Gabrilowskys gute Stunde. Ihre Hände schlucken ein wenig Zufriedenheit, ihre Haut trinkt sich ein wenig Wärme und zärtliche Nähe und Sättigung; es ist die frühgerunzelte, sensible Haut einer alten Jungfer, eine Haut, in der jeder Nerv krank vor Sehnsucht und Hunger ist —

»Jetzt erzählen Sie es wieder?«

»Was soll ich denn erzählen?«

»Wie Ihnen der Graf das Tierchen gebracht hat. Das mag ich hören.«

»Das war so,« beginnt das Fräulein bereitwillig: »Ich sitze also auf der Treppe, wir hatten da so eine kleine Treppe am Gut, in der Sonne, ich kann mich noch erinnern, wie warm die Steine waren. Da kommt er durch die kleine Pforte vom Gemüsegarten. Er hatte Schnepfensfedern am Hut, weißt du, das gehört sich so, wenn man eine Schnepfe

schleift, dann wird ein Federchen ausgerissen und an den Hut gesteckt, er war ein guter Jäger — der Graf. Prachtvoll war er, wenn er so kam, ich reichte ihm ja nur bis zur Schulter — Vögelchen sagte er — er nannte mich Vögelchen —, was habe ich da? Er hat einen Sack über die Schulter geworfen, darin krabbelt es und bewegt sich, den Sack legt er auf die Treppe, er war zugebunden, weißt du, und sagt: Das habe ich dir mitgebracht. Du bist ja so ein Tiermütterchen. Ja, stehst du, Tiermütterchen nannte er mich. So war es. Ich griff in den Sack, gleich biß es nach mir, so klein es war, kaum so groß wie deine Hand vielleicht —«

Das Fräulein nimmt Willis Hand, schaut sie an, behält sie in der ihren und verfällt in Gedanken. Es ist eine richtige Kleinbubenhand, etwas schmutzig, mit ein paar Kratzwunden, und noch der schwachen Andeutung kindlicher Grübchen. »So einen Buben wie dich könnte ich auch schon haben, wenn mich der Graf geheiratet hätte —« sagt sie; einen Augenblick flunkert es sogar ein wenig in ihr, als hätte sie ein Kind gehabt, heimlich, ein uneheliches, das dann gestorben ist — aber diesmal hält sie ihre Gedanken in Zucht, gibt dem Gefabel da innen nicht nach. Sie streichelt nur die Bubenhand —

»Nun erzählen Sie doch weiter,« sagt Willi, der mit ungeduldig geöffnetem Mund auf Details wartet.

»Es war furchtbar scheu, das kleine Tierchen, aber dann haben wir es gezähmt, der Graf und ich; es hat viel Geduld gebraucht, wir saßen halbe Tage bei dem Käfig zusammen, das waren schöne Zeiten. Kurt — der Graf

hieß Kurt — brachte ihm Haselnüsse aus dem Wald und kleine Feldmäuse, die hat es gern genommen, du glaubst nicht, wie er mit Tieren umgehen konnte. Unvergeßlich ist mir das. Nachher starb mein Vater und wir mußten vom Gut fort. Er war doch Statthalter von Masuren — « sagte sie, sich bestimmend. »Die politischen Verhältnisse, weißt du —«

»Willi! Schlafen gehen! Willi! Hörste nicht? Schlafen gehen!« rief draußen Herr Kreitlein. Er war Werkmeister, Inhaber eines prächtigen Vollbartes und eines schallenden Basses. »Junge! Ich soll dir woll!« Tierchen erschrak, erwachte, machte ein bißchen schlechte Luft und huschte hinter den Ofen. Willi zog ab. Das Fräulein sah noch ein wenig, versonnen lächelnd. Dann kroch sie seufzend hinter Tierchen her, fing es ein, küßte den kleinen Nagemund und steckte es in den Käfig. Nachher holte sie die zweite Frühstückschrippe und die Memoiren aus dem Geheimfach und während sie aß, las sie die ersten Blätter.

Memoiren der Freiin Gabriele von Gabrilow stand auf dem Umschlag. Das Fräulein holte mit spizen Fingern die letzten Krümchen vom Tisch zusammen, tauchte die Feder ein, dachte ein wenig nach und schrieb:

Mit achtzehn Jahren spielte ich dem berühmten Tschaikowsky vor, es war im Hause seines Bruders, des Staatsmannes Tschaikowsky. Tschaikowsky war von meinem Vortrag der Chopin-Berceuse (op. 57) so ergriffen, daß er mich vor allen Leuten auf die Stirne küßte. Am gleichen

Abend lernte ich den Großfürsten F. kennen. Er sah aus wie ein junger Gott . . .

\* \* \*

So ist Fräulein Gabrilowsths Leben beschaffen in guten Tagen, wenn alles glatt geht. Aber ein Hauch schon, eine Kleinigkeit, ein läppisches Nichts genügt, um in dieser ewig bedrohten, verschreckten Existenz aus guten Tagen böse Tage werden zu lassen.

Nehmt zum Beispiel dieses an, ihr Lieben:

Das Fräulein läuft die Kaiserstraße entlang, es rennt, es jagt, von der Kirche schlägt es halb sechs und um sechs soll sie draußen sein, ganz im Norden, bei den Krönjeszwillingen. Sie rennt und plötzlich wäre sie fast gefallen, sie ist mit dem Absatz in ein Loch getreten; sie haspelt sich los, macht den nächsten Schritt, wieder ist da ein Loch. Sie sieht amüßerte Blicke auf ihrer erhitzten Person haften bleiben, folgt den Blicken: da liegt der Stiefelabsatz auf der Straße. Sie hebt ihn auf, hinkt noch ein paar Schritte und setzt sich dann etwas benommen auf eine Bank. Der Absatz ist hin.

Man kann solchen Absatz leicht wieder annageln, sagt sie sich zum Trost und begibt sich weiter; aber gehen kann man so nicht. Sie ventilt die Straßenbahn hin und zurück, es sind zwanzig Pfennige, die das Budget leise erschüttern. Abends sitzt sie in ihrem Stübchen und klopft und hämmert und nagelt. Der Absatz wird notdürftig repariert, aber mit den Sohlen geht es von da an bergab.

Bald ist auf jeder Sohle ein großes Loch mit traurig ausgefressenen Rändern. »Warum stellen Sie denn Ihre Stiefel nicht mehr zum Putzen heraus, Fräulein?« fragt Frau Kreitlein. »Ach nein — es sind nämlich eigentlich Schuhe aus Renntierleder, sagte ich Ihnen das nicht? Es sind ganz besondere Schuhe, Renntierleder verträgt keine Stiefelwische, ich pflege die Schuhe lieber selbst —«

Nun hat Fräulein Gabrilowsky also Renntierlederstiefel; das ist ganz hübsch, aber es ändert nichts daran, daß elende Winterkälte durch die Sohlen frisst, an Schneetagen singt die Nässe unter den Strümpfen, die Behen werden blau und es gibt Husten.

Das sind die Stiefel. Aber nun die Jacke.

»Sie können die Jacke nicht gut mehr tragen,« sagt Frau Kreitlein; »die Knopflöcher sind alle kaputt und unter dem Arm ist nichts mehr zu wollen.«

Aber die verbleichten, ausgedehnten Knopflöcher näht das Fräulein kleine Schleifchen — es ist ein Aufputz gewissermaßen, es sieht ungemein zierlich aus und paßt zu dem Federkräuschen; den Arm preßt sie ganz fest auf die schadhafte, gestopfte, wieder schadhafte gewordene Stelle. Aber bei einem Unfall, der ohne Komma zehn Minuten währt, überzeugt Frau Kreitlein sie, daß eine solche Jacke sich für eine Klaviervirtuosin nicht schickt. Nun ist da noch ein Fond in der Tischlade — ein Geheimfond im Geheimfach — für besondere Ausgaben. Mit diesem Fond begibt sich das Fräulein in die Knochenmühlenstraße, wo ihr ein Laden für Kleider bekannt ist, feine Kleider, von

Herrschaften abgelegt. Eine bucklige Frau sitzt hinter einer Petroleumlampe, die Kleiderleichen hängen überall herum, es riecht nach dem Schweiß und dem Atem vieler Menschen, der Dunst der ganzen Stadt scheint sich in den alten Kleidern gesammelt zu haben. »Ich möchte nichts zu Modernes —« sagt Fräulein Gabrilowsky verschüchtert.

Aber damit hat es hier keine Gefahr.

Sie kehrt heim mit einer neuen Jacke, die auch schon alt ist, auch schon etwas graue Knopflöcher und glänzende Nähte hat und den gleichen undefinierbaren Schnitt aufweist wie die alte. Aber sie hat etwas Gewisses, Elegantes, Vornehmes, die neue Jacke — meine Freundin, die Gräfin Bentendorf trug immer diese englischen Jacken, sagt das Fräulein zu Frau Kreitlein.

Nun aber etwas anderes.

Die Blondine im vegetarischen Restaurant »Thalia« sieht sich zu der Mitteilung genötigt, das Gedeck werde von nun an zehn Pfennige teurer sein müssen. Was ist dagegen zu sagen? Man kann ein anderes Restaurant auffuchen, ein sogenanntes Speisehaus, man kann in verschiedene Stadtteile gehen, in Kochschulen, Frühstückstuben, Automatenbüfets. Es scheint eine Verschwörung ausgebrochen: überall kostet das billigste Menü nun fünf- undsiebzig Pfennige. Man wird sich damit abfinden müssen. Die Tage, wo Fräulein Gabrilowsky zu Bett liegt und diät lebt, mehren sich, ihre Phantasie nimmt einen neuen Aufschwung. Sicher ist Arsen in der grünen Tapete; zuerst kam das Wohlbefinden, das Blühen, nun beginnt

der Verfall, denkt sie und spürt es auch, ach, deutlich spürt sie es in ihren armen, unterernährten Gliedern . . .

Dann die Geschichte mit dem Zahn. Eine schlimme Geschichte.

Fräulein Gabilowsky hatte schon lange einen unzufriedenen Zahn. Es war ein Zahn ohne jede Lebensfreude, er störte beim Essen, beim Lächeln, beim Sprechen, er hatte Nerven und machte davon Gebrauch; er war auch nicht besonders hübsch mehr, und wenn Fräulein Gabilowsky eilen mußte, dann fühlte sie den Zahn schwankend und locker im Munde klappern. Eines Nachts wurde der Zahn rabiat. Er tat alles, was ein hohler Zahn tun kann, und das ist nicht wenig; er hatte im Verlauf von achtundvierzig Stunden das Fräulein völlig mitrbe gemacht, er zerrte sie zu einem kleinen Bündel Qual und Unglück zurecht und schleppte sie in das Wartezimmer des nächstbesten Zahnarztes. Er brach zweimal ab und als er heraus war, ließ er sie in einem ganz menschenunwürdigen Zustand zurück. Sie lag erschöpft im Operationsstuhl, die Augen voll Wasser und vermochte kaum den Mund zu spülen mit diesem roten Zahnwegglas, das an und für sich schon aussah, als hätte alle Welt Blut hineingespuckt.

»Was bin ich schuldig?« fragte sie schwach, als sie wieder bei Besinnung war.

»Fünf Mark.«

Es war kein besonders teurer Zahnarzt, nein, das war er nicht, und auch kein besonders guter. Er bekam also fünf Mark.

»Sie sind wohl etwas angegriffen?« fragte er, als er Fräulein Gabilowskys Gesicht sah, während sie in ihrem Täschchen das Geld zusammensuchte.

»Ja — etwas —« antwortete sie und bezahlte die fünf Mark. Sie nahm dann zu Hause das Tierchen aus dem Käfig, hob es mit beiden Händen hoch und legte es sich vor die Augen wie einen Umschlag. Sie hatte ein Gefühl, als würde etwas in ihr locker. Sie hatte ein Gefühl, als könnte sie eines Tages hinfallen und verrückt werden, oder epileptisch — geballte Fäuste — Schaum vor dem Mund. Nun, das ging vorüber.

In derselben Woche sagte Frau Krönje für vierzehn Tage die Klavierstunden ab, weil die Zwillinge Schlittschuh laufen sollten . . .

»Du wirst es mich nicht glauben,« berichtete Frau Kreitlein ihrem Mann, »du glaubst es mich nicht, wenn du es nicht siehst, ich stelle ihr doch immer den Küchenabfall hinein für das Itis, es frißt ja nur die besseren Stücke davon und läßt das Gemüse und die Kartoffelschalen stehen, und wenn es Heringsköpfe nur sieht, da wird es so zornig, daß es gleich zu sinken anfängt, also fällt es mich doch auf, daß immer das Schlüsselchen leer ist und da denke ich mich, ich möchte doch wissen wie sie es das Itis beibringt, daß es nu doch Heringsköpfe frißt, so gehe ich in die gute Stube und schaue durch den Schlüsselloch, und da sitzt sie doch auf der Erde bei das Tier und wartet bis es gestressen hat, und was es überläßt, das ißt sie selbst aus der alten grünen zerdebberten Schüssel, du

weist doch, und gerade den Tag hatte ich die Kartoffeln dazwischen getan, die mich sauer geworden waren, das Itis hat auch kein Stückchen davon gefressen, aber da sitzt sie auf der Erde und iszt die sauren Kartoffeln, die das Itis stehen gelassen hat, es hat mich die Tränen in die Augen getrieben, kann ich wohl sagen, und gegraust hat es mich, daß mir ganz übel war, aber das kann auch vom Zustand kommen, ich glaube, im Januar sind wir nun so weit, und wenn ich denke, daß ich nu jeden Tag Lust auf Koteletten habe und bin doch eine einfache Frau, und die Dame iszt, was das Itis übriggelassen hat und sitzt mit dem Schüsselchen auf der Erde, das ist auch zu schlimm, zu schlimm ist das auch, wo ihr Vater noch Statthalter war und dabei den Zins immer pünktlich am ersten pränumerando, nur weil man ihr das Itis erlaubt und ich glaube auch, daß sie an dem Gör, dem Willi hängt, es ist schon eine treue Seele, wie sie hörte, daß nun bald was Kleines kommt, da fing sie doch richtig an zu weinen; was soll man da nu machen, was man da machen soll, frage ich, sie nimmt doch nichts Geschenktes.«

»Da kannst ja jeden Tag von deinem Kotelett eine Kleinigkeit in das Schüsselchen tun oder sonst was Ordentliches,« sagte Herr Kreitlein.

»Dann frisst das Itis den Kotelett und sie bleibt hungrig,« sagte Frau Kreitlein und sprach an diesem Abend kein Wort mehr.

\* \* \*

»Was haben Sie denn da an der Hand, das sieht ja fürchterlich aus?« sagte Frau Mannecke; sie hatte eine halbe Cremtorte im Mund dabei.

»Ach nichts, eigentlich. Das Tierchen hat mich gebissen, es ist in letzter Zeit so reizbar; und nun ist das bißchen geschwollen,« erwiderte Fräulein Gabrilowsky.

»Bißchen geschwollen! Na, ich danke! Es eitert ja. Tut es denn weh?«

»Ja, etwas weh tut es,« sagte das Fräulein mit verkrampften Zähnen; sie hatte rote, schlaflose Augenlider.

»Hören Sie mal, Fräulein von Gabrilowsky, es wäre mir lieber, wir ließen die Klavierstunde aus, bis die Hand wieder in Ordnung ist. Das kann man ja nicht ansehen; und vielleicht ist es ansteckend, es ist ja voll Eiter. Sie schreiben dann vielleicht, wenn es wieder gut ist. Da ist auch ein Paketchen für das böse Tierchen — ein Eichhörnchen ist es ja, nicht?«

»Nicht einmal,« sagte Fräulein Gabrilowsky still und empfahl sich.

Frau Krönje war ähnlicher Ansicht. »Menschenkind, mit so was kommt man doch nicht zur Stunde,« sagte sie. »Das ist ja eine richtige Schweinerei auf Ihrer Hand. Lassen Sie das schneiden, sonst gibt es die schönste Blutvergiftung. Wenn es wieder gut ist, kommen Sie wieder.«

Auch hier empfahl sich Fräulein Gabrilowsky einsilbig.

Am Heimweg phantasierte es wohl ein bißchen in ihr zum Trost; sie kam ins Krankenhaus, der Arm mußte amputiert werden, sie lag bleich im Bett und wurde mit



ausgezeichneten Sachen gefüttert, da springt die Thür auf und herein kommt, nein, stürzt, Kurt, sinkt vor dem Bett in die Knie, stammelt: verzeih mir; nie habe ich eine andere geliebt als dich. Es fafelt einen kleinen Schimmer in ihren Schmerz; aber das Toben ist zu arg. »Nein, Frau Kreitlein; ich kann nun nicht mehr,« sagt sie zu Hause. Das Gefühl ist wieder da, dieses Gefühl des Lockerwerdens — sie kann es nun nicht lange mehr leisten, dem wirklichen Leben standzuhalten, ihm in die Augen zu schauen gleichsam. Es ist ihr, sie würde eines Tages in Regionen fliehen, wo man nichts von sich weiß — geballte Fäuste — —

»Ich weiß nicht, was es ist, ich bringe meine Fäuste gar nicht auf, es ist wie ein Krampf, Frau Kreitlein —« sagt sie und das ist beinahe wahr.

»Sie müssen zum Doktor,« sagte Frau Kreitlein, die sich nun schon in sehr gesegneten Verhältnissen befand und grün wurde, so oft ihr Blick auf das Geschwür fiel.

»Nein,« sagte das Fräulein nur und dachte an den Zahnarzt.

»Doch, doch, mein Mann bringt Sie hinüber; der Sohn von dem Kohlenfriße, der wird doch Doktor, der freut sich über jeden, der zu ihm kommt, er behandelt die ganze Straße gratis, weil er dabei was lernen kann. Kreitlein; spring mal rüber und sage dem jungen Rößeling Bescheid. Der nimmt keinen Pfennig dafür und bedankt sich noch, daß Sie zu ihm kommen.«

»Bist du krank, Tante?« fragte der Willi und schmiegte seinen runden Bubenkopf unter die kranke Hand; das schien ein wenig Linderung; »mußt nicht hange sein, der Doktor gibt keine Bonbons, wirst sehen.«

»Nu geh bloß nicht bei das Ittis, sonst heißt es dir auch noch, Willi!« sagte Frau Kreitlein und schob das willenlose Fräulein ab.

Herr Kreitlein hatte den jungen Rößeling über alles Wissenswerte informiert; der junge Rößeling, Doktor Rößeling, saß bei seinem Schreibtisch wie ein richtiger Doktor, obwohl er erst vor dem Examen stand. »Nun, wo fehlt es?« fragte er und brachte seine kurzfristigen Augen an die Hand, die ihm zitternd entgegengestreckt wurde. Viel Kraft hatte das Fräulein nun nicht mehr; sie hatte zwei Nächte nicht geschlafen und zwei Tage ziemlich diät gelebt. Sie sah den Doktor, das Zimmer, die Lampe, den diskret sich entfernenden Kreitleinschen Vollbart nur schwankend und hinter lila Schleiern.

»Ein Tier hat Sie gebissen?«

»Ja.«

»Ein Hund?«

»Nicht einmal. Ein Ittis. Er ist zahm.«

»Ein Ittis? Und zahm? Nun, das ist merkwürdig,« sagte der Doktor. Fräulein Gabilowsky schaute in seine Augen, stehend, erschreckt; aber sie fand darin nichts von jenem Spott, den sie in allen Blicken gewöhnt war, sobald die Rede auf das Tierchen kam. Nur Willi hatte die gleichen ernsthaft interessierten Augen, wenn es sich

um das Tierchen handelte. »Jetzt löst der Schmerz nach, glaube ich —« sagte sie tief atmend.

»Wir werden es gleich haben; das ist ja ein interessanter Fall: von einem Itis gebissen; das interessiert mich. Wie kommen Sie zu dem Tier?«

»Es ist vom Gute meines Vaters; mein Verlobter schenkte es mir; so viele Erinnerungen hängen daran — es ist alles, was mir geblieben ist. Man vereinsamt leicht, wenn es einem schlecht geht —«

Der Doktor hob die Augen einen Moment und untersuchte dann weiter; er hatte hübsche, freundliche Augen; sein Mund war noch ganz kindlich, vielleicht kam es davon, daß seine Oberlippe etwas zu kurz war und immer zwei Zähne sehen ließ. »Tut das weh? und das?« fragte er. Jetzt sah Fräulein Gabilowsky auch seinen Nacken, sie sah ihn mit erstaunlicher Deutlichkeit, während er sich über die Hand beugte. Es war ein hübscher, steiler Nacken mit dunkelbraunem Haaransatz . . .

»Sie zittern ja!« sagte der Doktor.

Das Fräulein zitterte, ja, das tat sie. Sie hatte lange keinen Nacken über ihre Hand gebeugt gesehen —

»Ich habe sehr empfindliche Hände, Herr Doktor, die zittern leicht. Das kommt vom Klavierspiel; je feiner ausgebildet die Hand, desto empfindlicher. Mein Professor erlaubte mir nicht, einen Schirm zu tragen, kein Paletchen, nicht einmal die Noten. Wenn ich im Konzert spielte —«

»Sie sind Künstlerin?«

»Ich habe in Petersburg einen gewissen Ruf als Pianistin; als ich achtzehn Jahre alt war, spielte ich Tschaikowsky vor —«

»Ah!« sagte der Doktor und schaute sie ganz kurz und prüfend an. Ihr war jetzt schon bedeutend besser und es funkelte mit ganz besonderer Lebhaftigkeit in ihr. Sie war sehr gelaunt zu Berichten über ihr Leben und Wirken.

»Ja,« sagte der Doktor munter und ließ ihre Hand aus; »wir werden ein bißchen schneiden müssen. Keine Angst, es wird nicht weh tun.«

Er entnahm einem Etui sein Besteck, das funkelte im Lampenlicht; es jagte wieder diesen kleinen Schauer aus Angst und Süßigkeit über den Rücken. Fräulein Gabilowsky streckte die Hand hin.

»Nun Mut,« sagte der Doktor und starrte ihr in die Augen; »es tut nicht im geringsten weh. Glauben Sie mir das?«

»Ja.«

»So. Es ist schon vorbei. Hat es weh getan?«

»Nicht im geringsten,« sagte das Fräulein. Eiter und Blut troff aus dem geöffneten Geschwür.

Der Doktor hantierte mit einem Wattebäuschchen. »Sie sind wohl sehr sugestibel?« fragte er nebenbei. Ein interessanter Fall, dachte er; er stand vor dem Examen, ihm waren noch alle Fälle interessant. Eine durch Hysterie der Suggestion besonders zugänglich gemachte Psyche. Das Fräulein sah da, mit einem merkwürdig verzückten, schwebenden Lächeln in dem Vogelgesichtchen.

»Wir brauchen noch einen Verband; bitte, streifen Sie den Armel hoch.«

»Ei, « sagte er, als zitternde Finger den gelben Arm enthielten; »wir sind aber mager; wir müssen ein bißchen hochgebracht werden, bißchen aufgefuttert;« er strich über die Haut, unter der die Knochen sich vordrängten. »Wenn es Ihnen nicht zu viel ist, möchte ich Sie ganz gerne gründlicher untersuchen. Da Sie schon einmal beim Arzt sind --« Er errötete, weil er sich Arzt nannte und setzte gleich darauf eine besonders altfluge Miene auf. »Darf ich Sie bitten, etwas Toilette zu machen, ich möchte Herz und Lunge untersuchen.«

Fräulein Gabrilowsky machte Toilette; sie verbarg sich hinter dem Bücherschrank, wo der Schein der Schreibtischlampe nicht hindrang, und sie enthüllte dort zitternd ihren armseligen Altjungferkörper, dieses Nichts aus Haut und Skelett und Nerven. Der Doktor kam und legte ohne alle Umstände seinen Kopf an ihre Brust. Ihr Herz lief wie gepeitscht. Er hatte warme Haare, dunkelbraune, ein ganzes Fell, wie das Tierchen; es sprühte etwas aus ihnen; der Nacken war wieder so nah und deutlich unter ihren Augen; auch den Rücken entlang drängte jetzt die Wärme seines Kopfes und verlangte dabei: Atmen; tief atmen; tief atmen.

Fräulein Gabrilowsky atmete tief . . .

»Es liegt nichts Organisches vor -- danke, Sie können sich zurechtmachen -- es liegt, wie gesagt, nichts Organisches vor, nur das Herz scheint etwas nervös, ich finde

überhaupt eine neurotische Disposition, vielleicht auf Grundlage längerer Unterernährung. Mit dem Verband bitte ich Sie, jeden zweiten Tag wiederzukommen, dann ist das bald in Ordnung. Sind die Schmerzen jetzt besser?«

»Ja, jetzt sind sie besser,« sagte das Fräulein. Ihre Lippen zitterten übermäßig. Sie nahm ihr Federkräuschen um den Hals, stammelte einen Dank und verschwand.

Ein interessanter Fall, dachte der junge Rößeling; und ich habe in der Diagnose keinen Augenblick gezeigert: eine schwere neurotische Disposition --

Ein armer Teufel, dachte er gleich darauf und seine kurzschichtigen Augen waren voll Güte und Rindlichkeit.

Warum aber, ihr Lieben, steht Fräulein Gabrilowsky im Hof, im schwarzen, dreckigen Kohlenhof und ist außer Rand und Band, streckt den verbundenen Arm zum winzigen Stadthimmel hinauf, lacht, weint, schluchzt, stöhnt, schreit: in zwei Tagen wieder! In zwei Tagen wieder . . .

\* \* \*

Fräulein Gabrilowskys großes Glück begann etwa einen Monat nach diesem Ereignis.

Als sie vom Mittagessen aus dem Restaurant »Thalia« heimkam, war das ganze Treppenhaus voll Jammer. Vor der Kreitleinschen Flurtüre liefen viele schwarze Kohlenfußspuren zusammen, denn es war nasses Wetter, in der Türe stand Frau Kreitlein, umgeben von Nachbarinnen, umfangreich, gelbfarbig, mitten in einem An-

fall begriffen, der dieses Mal mit Schluchztönen untermischt war. Auch der Kreittleinsche Vollbart zeigte sich anwesend, mitten in der Arbeitszeit, und der Wagh suchte vergeblich Beruhigung zu spenden.

»Das Kind hat Scharlach, sagt er, das Kind muß ins Krankenhaus, wie kann ich denn das Kind, den Willi, ins Krankenhaus geben, Herr Röbeling, sage ich, man ist doch ein Mensch sozusagen, das tut man doch nicht, das hilft alles nichts, sagt er, wenn das Kind Scharlach hat und Sie sind in der Hoffnung, dann muß er ins Krankenhaus oder Sie müssen ihm eine Wärterin nehmen, insoliert muß er werden, das geht nicht, daß eine schwangere Frau bei ein Scharlachkind geht, da können wir dann im Wochenbett Geschichten erleben, sagt er, aber Herr Doktor, sage ich, wie soll es denn insoliert werden, eine Pflegerin verlangt heute mehr, als mein Mann verdient, aber beste Frau Kreittlein, sagt er, Sie können es doch ins Krankenhaus geben, nun liegt er da drinnen in der guten Stube und ist insoliert, der Doktor ist so lange bei ihm, aber wie kann ich es denn ins Krankenhaus geben, lieber gehe ich tot, tot gehe ich lieber, als daß ich das Gör ins Krankenhaus gebe, aber es muß doch seine Pflege haben, wie kann man so ein armes Wurm denn insolieren, Fieber hat es wie ein Backofen und Halsweh, da insolieren Sie mal ein Kind, sage ich, man ist doch die Mutter, der Doktor sagt, haben Sie denn niemanden, sagt er, der schon Scharlach gehabt hat und sich mit dem Kind insolieren läßt und ihn pflegt, nein, sage ich, keine Sterbensseele, Herr Doktor, denn was

meine Schwester ist, die ist doch selber in Umständen, jedes Jahr ein Kind, aber auch jedes Jahr, und wer setzt sich bei ein Scharlachkind und pflegt es, wenn die eigene Mutter nicht —«

»Ich!« schrie Fräulein Gabrilowsky und arbeitete sich mit allen ihren kleinen Gliedmaßen durch den Kreis der Nachbarinnen vor, »ich will es gerne pflegen, ach so gerne Frau Kreittlein, ich bin gelernte Pflegerin, ich habe einen Kursus gemacht, gewiß, auch Scharlach habe ich gehabt, schwer, ich bin immun — bitte, lassen Sie mir das Kind.«

»Na also, Frau Kreittlein,« sagte der Doktor, der aus der guten Stube kam, »da sehen Sie, was für Hilfe Sie bekommen; da nehmen Sie das Anerbieten mal ruhig an; die Hauptsache ist, daß Fräulein Gabrilowsky mit dem Kind völlig isoliert bleibt, die Pflege ist ja nicht schwer. Das muß doch zu machen sein —?« Frau Kreittlein, überwältigt, war schon in ihr schweigsames Quartal verfallen, sie sagte gar nichts mehr und schaute nur mit etwas schwimmenden Augen hinter dem Fräulein drein, das an der Seite des Doktors in der guten Stube verschwand. Der junge Röbeling hatte in der Eile alles zurechtgemacht; das Kinderbettchen stand an der Wand, drinnen lag der kleine Willi mit rotgeflecktem Gesichtchen, er war nur um den Mund so sonderbar weiß, er hatte die Augen im Fieber halbgeschlossen und kümmerte sich um nichts.

»Zuerst muß hier eingeeizt werden,« sagte der Doktor.

»Gewiß,« antwortete Fräulein Gabrilowsky und kniete auch schon vor dem Ofen. Sonderbar war es, daß ihre Finger, die eben noch gänzlich unbeherrscht, geradezu ohne Maß gezittert hatten, nun völlig ruhig alles anpackten. Sie war ein wenig benommen über die schnelle Wendung, das war sie, aber doch sehr klar dabei. Sie hatte so viel zu tun. Der Doktor gab seine Weisungen, er schrieb auf eine Visitenkarte einige Kleinigkeiten — denn er durfte noch nicht rezeptieren — er half da und dort mit an, er befühlte den Ofen und schob die Gaslampe tiefer. »Wo kann ich mir die Hände waschen?« fragte er. »Hier, der Eingang ist durch dieses Zimmer,« sagte Fräulein Gabrilowsky und öffnete die Türe zum Grüntapezierten. Es war eine merkwürdige Luft drinnen. »Herrgott nochmal,« murmelte der Doktor.

»Das Tierchen ist in der letzten Zeit etwas reizbar, es wird alt,« flüsterte sie stehend.

Das Tierchen lag zusammengerollt im Käfigwinkel, man sah ein wenig von seinen zu langen Schneidezähnen. Der Doktor hockte vor den Käfig hin und schaute aufmerksam hinein; er hatte wieder das kindliche Gesicht, den Bubenernst, und auch seine Zähne guckten ein wenig unter der geschürzten Oberlippe hervor. »Lut Ihnen denn das Tier nicht leid, Fräulein Gabrilowsky?« fragte er.

»Warum, Herr Doktor? Ich pflege es wie meinen Nagapfel.«

»Eingesperrt sein ganzes Leben — es ist doch ein freies Tier; Sie sind grausam — oder wer sonst es eingesperrt und zahm gemacht hat; grausam ist das.«

Das Fräulein schaute den Doktor an und das Tierchen und sie wurde rot; eine Illusion mit Schnepfensfedern am Hut löste sich in Nebel auf; der Doktor streifte indessen ruhig die Ärmel auf und ging an das kleine Waschbecken mit dem zer schlagenen Rand. »Wenn ich um etwas Seife bitten dürfte,« sagte er und wusch sich die Hände mit derselben sachlich-gründlichen Bewegung, die sein Professor nach der Visite in der Klinik entfaltetete. Das Fräulein hielt ein Handtuch hin und schaute zu; es flunkerte ganz so, als hätte sie eine weiße Schwesternschürze um und trüge ein Schwesternhäubchen, das auch Gesichter nach der ersten Blüte hübsch macht...

Der Doktor hatte kräftige Handgelenke, ein wenig gerötet, wie Buben es haben, die viel mit kaltem Wasser spielen, sie mußte immer hinsehen. »Wir sind uns also über alles klar? Halsumschläge, dreimal täglich das Fieber messen, ich schicke dann ein Thermometer herüber, nur Milchspeisen, sehr achtgeben, ob Ohrenschmerzen eintreten. Wenn irgend etwas los sein sollte, dann holen Sie mich nur. Sonst komme ich jeden Tag nachsehen.«

»Jeden Tag. Gewiß Herr Doktor,« sagte das Fräulein und ihre Vogelaugen wanderten von ihm fort.

»Ein braver Mensch sind Sie,« sagte er und nahm ihre Hand, das Fräulein spürte es noch, als er schon eine halbe Stunde fort war; sie spürte es wie ein warmes

süßes Saugen und Ziehen in allen ihren Gliedern, den Fingern nicht allein, in den Armen, in der Brust, im Nacken, im Herzen . . .

So beginnt Fräulein Gabrilowskys großes Glück und so geht es weiter. Es ist kein Schnörkelwerk, kein bißchen erdichtetes Klingklang, es läßt sich mit Händen greifen, mit Augen sehen, er läßt sich schmecken, so wirklich ist dieses Glück.

Da haben wir zum Beispiel das Kind.

Es ist krank, es fiebert, es leidet Schmerzen; es hat keinen Menschen als das Fräulein: es braucht das Fräulein, so kann man es wohl nennen. Es streckt die kleinen Fieberarme aus, es will gehätschelt werden, gepflegt, gefüttert, man muß ihm Geschichten erzählen, man darf es trösten, man betet abends mit ihm, die kleinen gefalteten Hände liegen auf der Decke, nachts hört man es atmen, manchmal ruft es nachts und ist dankbar, daß man es nicht allein läßt in der Dunkelheit. Ach ihr Lieben, was wären vierzigtausend hilfsbedürftige Stiffe gegen ein einziges krankes Kind.

Und doch ist nicht das Kind das größte vom großen Glück des Fräulein Gabrilowsky.

Wie soll man davon berichten, daß jeden Abend der Doktor kommt, ein Mensch schön wie ein junger Gott, herrlich über alle Begriffe, mit Händen, aus denen es Kraft strahlt, mit Augen, welche die Güte selbst sind, mit braunen Haaren und einem steilen Knabennacken, mit einer Stimme, gegen die alle Chopinschen Berceusen

verkümmern müssen. Er kommt ganz einfach herein, grüßt, lächelt, das ganze Zimmer wird heller, wenn er lächelt, er legt die Hände an den Ofen, das ganze Zimmer wird warm, wenn seine Hände warm werden, und fragt: »Nun und wie geht es uns heute?« Es geht immer gut, Willi wird gesünder von Tag zu Tag, der Doktor lobt ihn und lobt die Pflege, er plaudert mit dem Kind, er interessiert sich auch für das Tierchen, er fühlt Willi den Puls und fühlt auch dem Fräulein den Puls; er sitzt am Bettrand so geduldig, es sieht aus, als wollte er gerne und lange bleiben. Er spricht ein wenig über das Wetter, über Musik, über ein Buch und daß er nun bald promoviert wird. Es ist lange her, seit das Fräulein einer so gebildeten Unterhaltung beigewohnt hat. Er sitzt mindestens eine halbe Stunde da, obwohl er doch die ganze Straße zur Behandlung hat, wäscht sich dann mit großer Sachlichkeit die Hände und sagt: Auf Wiedersehen.

»Auf Wiedersehen,« sagt das Fräulein; es ist, weiß Gott, keine Redensart. Es bleibt Glück und Erwartung genug da für eine ganze Nacht und einen ganzen Tag und wieder bis zum Abend . . .

Dies wäre sozusagen das Seelische. Nun aber kommt dies: Man wohnt in der guten Stube, in einer hübschen rotfamtenen guten Stube, die fast einer Heimat gleicht, — in Zwienice sah es ähnlich aus — es ist kein Kohlenhof vor dem Fenster, es friert kein Wasser im Waschbecken ein, man heizt den Ofen, lüftet, staubt ab, fegt, wäscht,

pugt, alle Finger sind angefüllt mit Arbeit, Müdigkeit, Ruhe, es sind zufriedene Finger, die nicht zittern. Manchmal erscheint der Kreitleinsche Bass an der Türe, schallt etwas Freundliches und setzt das Essen hin.

Es gibt fünf Mahlzeiten im Tag.

Nicht etwa, als ob Fräulein Gabrilowsky dem Materiellen besonders zugewendet wäre, ihre ganze Lebensführung ist nicht danach angetan; dennoch macht es einen nicht geringen Teil ihres großen Glückes aus:

Es gibt fünf Mahlzeiten am Tag.

Die Mahlzeiten kosten nichts, sie sind schmachtend, während, sie geben ein fast vergessenes Gefühl der Wärme und Sättigung. Sie kosten nichts und das Geheimfach füllt sich mit Kapitalien. Mehr noch: am Monatsersten teilt der Bass mit, daß Kreitleins in diesem Monat unter keinen, unter gar keinen Umständen Miete vom Fräulein annehmen würde. Im Gegenteil wüßte man gar nicht wie man sich refangschieren könne; es werden also weitere achtzehn Mark unter der Türspalte hereingeschoben. Was will es da besagen, daß Manneskes sowohl, Konditor Mannecke aus der Mollerstraße, wie Feldwebel Krönje sich wahrscheinlich inzwischen eine andere Klavierlehrerin für sechzig Pfennige gesucht haben. Die Seiten sind zu freundlich, als daß man an die Zukunft denken wollte.

Die Seiten sind freundlich, die Menschen sind es und auch die Dinge.

Wenn der Doktor das Zimmer verlassen hat, setzt sich Fräulein Gabrilowsky auf den rot samtenen Stuhl

neben das Kinderbett: der Stuhl hat Wärme in sich; es ist als lebte er. Lehnt man den Rücken an die Lehne, die noch von des Doktors Berührung warm ist, so ist das fast so gut wie eine Liebkosung. Es gibt Genüsse, die tief gehen ohne kostspielig zu sein . . .

Am Ofen lagen seine Handflächen, im Waschbecken ist noch Seifenschaum, das Handtuch bleibt noch lange feucht von seiner Berührung. Die Luft sogar ist getränkt mit etwas unbefreibbar Männlichem — Karbol, Zigaretten, Duft frischrasierter Wangen. Ein Schatz für sich ist die Visitenkarte mit seiner Schrift und seinem Namen. Emil heißt er; es ist ein schöner Name, findet Fräulein Gabrilowsky, es ist der schönste Name, den sie kennt. Emil Köbeling. Grafen und Großfürsten, schön wie junge Götter, entschwinden vor dieser Visitenkarte, die wirklich ist und auf der es in hübsch lithographierten Buchstaben steht: Emil Köbeling.

Freilich, das Tierchen bleibt, es ist noch da und mit ihm das schwache Erinnern an Heimat, Wald, Herbst, über ernsten Seen, ein Forstgehilfe, ein Kuß am Abend vor dem Käfig, ein enttäuschtes Abschiednehmen. Aber das ist nun nicht mehr so wichtig . . .

An dem Tag, da Doktor Köbeling promoviert wurde, begann das Fräulein einen neuen Abschnitt ihrer Memoiren, ein frisches Konto gewissermaßen.

Erinnerungen an Emil R. hieß es. Der erste Satz aber begann folgendermaßen: Im Winter 18. . lernte ich den Chirurgen R. anlässlich einer schweren Operation

kennen; er war damals noch nicht berühmt, jedoch gleich beim ersten Blick erkannte ich . . .

\* \* \*

Die Hälfte aller ärztlichen Erfolge beruht auf Suggestion, pflegte des jungen Röbbeling Professor seinen Studenten zu sagen, während er sich die Hände abtrocknete; und der junge Röbbeling schwur auf diesen Satz.

Er hatte die echte Arztbegabung: Mitleid, Neugierde, Gewissenhaftigkeit, Optimismus; er hatte Kraft in seinen gutmütigen, etwas kurzächtigen Augen und Festigkeit in seinen Händen. Die Straße, die er gratis behandelte, war seines Lobes voll.

Da besuchte er nun täglich den kleinen Kreitlein, der an Scharlach erkrankt war; Ärzte, die man bezahlte, kamen nicht täglich. Eigentlich hatte der Willi es auch nicht mehr nötig, denn er war schon auf dem Weg der Besserung. Auch war es nicht so sehr dieser Scharlachfall, der den Doktor interessierte, denn Scharlach grassierte augenblicklich mehr als genügend in der Straße, vielmehr hatte er ein starkes Interesse an dieser Gabrilow oder Gabrilowsky oder wie sie nun in Wahrheit heißen mochte. Bei Fällen von so ausgesprochener Hysterie war man immer wie auf Moorboden, kein Wort konnte man glauben; es war eine hübsche und anregende Arbeit, diesen Fall zu zerlegen, zu sehen, wie weit das Unterbewußtsein bei den Erzählungen der Gabrilow in Frage trat, wie schwankend die Bewußtseinsgrenze überhaupt

war, zu analysieren, was wahr, was gelogen, was als Ausstrahlung eines gereizten Nervensystems zu werten war. Vor allem aber war diese Gabrilow wie geschaffen für Experimente der Suggestionkraft, und der junge Röbbeling übte mit Eifer an ihr, trainierte gewissermaßen Blick und Hände an diesem hingeebenen Nervenbündel. Er tat es nicht im Bösen, Gott bewahre, was er ihr suggerierte, war nur ein wenig Glück, ein wenig Klingklang und Schnörkelwerk, etwas Farbe auf die Wangenknochen, etwas Ruhe ihren Fingern, etwas Zuversicht ihrem verzagten Herzen.

Fräulein Gabrilowsky segelte die Kaiserstraße hinunter, das Hütchen saß ziemlich sicher, es war neu garniert, es hatte die Schwalbenschwänzchen nun rechts statt links, Fräulein Gabrilowsky trug vollkommen neu gekaufte Stiefel, sie trat mit Zuversicht auf, sie hatte geradezu etwas Schwebendes, als sie das große Warenhaus von Markuse & Co. aufsuchte.

»Ich möchte eine Frühlingsbluse,« sagte sie zu der schiefgewickelten Verkäuferin. Sie wollte eine Frühlingsbluse mitten im Dezember. »Sie soll modern sein,« sagte sie, indes das Fräulein mit einer Art Heugabel in den Blusenschränken stockerte.

»Sie könnte ziemlich hell sein,« sagte Fräulein Gabrilowsky.

»Aber nicht zu teuer, ich habe die einfachen Sachen lieber,« setzte sie nachher etwas eingeschüchtert hinzu.



»Sie soll sozusagen halbfrei sein,« verlangte sie später. Das schiefgewinkelte Fräulein türmte alle Ladenhüter der letzten Jahre vor die schwalbenschwänzige Erscheinung hin; Verkäuferinnen haben einen Beruf, der Menschenkenntnis verschafft.

Die Bluse, die Fräulein Gabrilowsky erwählte, kostete sieben Mark, eine Bagatelle für den angeschwollenen Geheimfond. Sie war hell und bunt zugleich, sie hatte ein Muster aus Sternchen, Blümchen, Mädchen, es war eine Orgie von Ornamenten. Zu Hause turnte das Fräulein in der neuen Bluse vor dem Spiegel in der guten Stube herum, bis sie sich von vorne, seitlich und hinten auswendig kannte. Der Willi war entzückt. »Hübsch bist du, Tante,« sagte er und kaute mit vollen Backen; es ging ihm schon viel besser.

Fräulein Gabrilowsky ging und kaufte sich ein Samtband um den Hals.

Fräulein Gabrilowsky ging und kaufte Blumen für die Vase.

Fräulein Gabrilowsky trennte die Schwalben vom Hut und nähte ein Kränzchen hin.

Fräulein Gabrilowsky kaufte eine Brennschere. Fräulein Gabrilowsky kaufte ein Korsett.

Es flunkerte sogar in ihr, daß sie nun anfangen müsse, sich eine Aussteuer anzuschaffen. Aber da hatte sie kein Geld mehr.

Es war auch eigentlich nicht nötig; es war so gut, als wäre sie verheiratet. Sie war eine junge Frau

eine Frau von neununddreißig ist noch jung —, sie lebte in einer netten Wohnung und hatte einen siebenjährigen Buben. »Bist du mein Bub?« fragte sie den Willi und streichelte den runden, warmen Kopf. »Ich bin dein Bub' und du bist mein Santenmütchen,« sagte er mit seiner zutraulichen Stimme; der Scharlach war jetzt in dem Stadium, wo die Haut sich abschuppt und die Ansteckungsgefahr am stärksten ist. In der Küche hatte Frau Kreitlein manchmal einen Anfall und jammerte um ihr insoliertes Kind; das Kind aber schien ganz die Kreitleinsche Familie vergessen zu haben. Santenmütchen spielte mit ihm, fütterte feine Dinge in ihn hinein, raspelte etwas Lustiges am Klavier herunter, sie lebten glücklich auf ihrer rotsamtenen Insel. Die junge Frau, von der es in Fräulein Gabrilowsky flunkerte, war sehr glücklich verheiratet, sie hatte einen jungen Arzt zum Mann, einen vielbeschäftigten, angesehenen, dem sein Beruf naturgemäß wenig Zeit für die Familie ließ. Aber von drei Uhr an warteten Frau und Kind gespannt in den Hof hinunter auf seinen Schritt. Der Ofen knisterte Gemütlichkeit in die frühe Winterdämmerung, im Nebenzimmer stand das Fenster offen, der Kohlenhof war zwar nicht schön, aber er hatte den Vorteil, daß jeder Schritt in dem schwarzen Grus laut knirschte und nicht zu überhören war. Um vier Uhr kochte die junge Frau den Tee für den Mann, der müde heimtam und schmierte zierliche Brote. Um fünf Uhr war der Tee schwarz geworden und mußte weggegoßen werden.

Um halb sechs schlief das Kind ein in seliger Rekonvaleszenzenmüdigkeit. Dann kam eine halbe Stunde der horchenden Träume, wie junge Frauen sie lieben. Um sechs Uhr war der Schritt im Hof, er war da, kam näher, flog Treppen herauf, verweilte verharrend vor der Flurtüre, klingelte.

»Was macht unser Bub' heute?« fragte der Mann, er fragte ausdrücklich: unser Bub; oder er sagte: Wie geht es der kleinen Familie?« »Kann ich etwas Tee bekommen?« fragte er und setzte sich zu dem schlafenden Kind. Die junge Frau rumorte am Ofen, sie trug eine Bluse mit freiem Hals und ein Tändelschürzchen. »Nun, wir werden ja ordentlich hübsch in der letzten Zeit?« sagte der Mann und lächelte. Nachher ging er ins Schlafzimmer und wusch sich die Hände — er war ja hier zu Hause. »Danke, danke, ich bin ja hier zu Hause,« sagte er; er plauderte noch ein wenig, es kam vor, daß er sich ein Stück am Klavier vorspielen ließ, er hörte dann mit seinem kindlich ernsthaften Gesicht zu und seine Zähne schimmerten unter der Oberlippe hervor. Es kam auch vor, daß er die Hand der jungen Frau wortlos eine Minute in der seinen hielt und ihr tief in die Augen schaute. Das kam vor. »Sie fühlen sich besser,« sagte Doktor Köbbling, es war ungefähr ein Befehl; »sie fühlen sich bedeutend besser, mutiger, nicht mehr so nervös. Die Finger zittern auch nicht mehr!«

»Nein,« sagte das Fräulein. Aber sie zitterten dennoch, die Finger, wenn er nur in ihre Nähe kam, zitterten sie.

Nach einigen Wochen wünschte er sie nochmals gründlich zu untersuchen, er tat es, er brachte wieder die Wärme seines Kopfes an ihre verhungerte Frauenhaut, er unterzog noch einmal ihren Organismus dieser ungeheuren Erregung. Sie war nicht mehr ganz so vermagert, es hatte sich eine Spur von Fleisch über dem Knochengeriüst abgelagert: »Na, das geht ja,« sagte der Doktor und war nicht ganz zufrieden. »Das Herz ist noch immer recht neurotisch.«

»Also auf Wiedersehen, ich habe noch einige Visiten zu machen.« Er ging.

Die junge Frau eines Arztes darf nicht anspruchsvoll sein; jeder gesuchte Arzt hat abends Visiten zu machen. Die Frau ist mit dem Kind zu Abend, sie bereitet vielleicht ein Bad in dem großen Holzbottich, den ein gutmütig schallender Bass vor die Türe der guten Stube rollt. Das Kind schuppt sich jetzt ganz und gar, es muß Bäder haben, neunundzwanzig Grad Celsius, bald wird die Ansteckungsgefahr vorbei sein. Nach dem Bad ist das Kind müde, es kuschelt sich ein, hält seinen kleinen Mund zum Gute Nachtkuß hin, es betet allerhand kindliche Sachen und atmet sich dann still in Schlaf.

Auch die junge Frau legt sich hin, sie schließt die Augen und wartet so, bis der Mann kommt.

Und der Mann kommt, ihr Lieben, er kommt jede Nacht, dieser gestunkerte Mann, und er ist zärtlicher, als wirkliche Ehemänner zu sein pflegen, und es kostet viel Nerven, sein Gesicht, seine Stimme, seine Verührung in die leere Dunkelheit hineinzuphantastieren...

So eingesponnen war Fräulein Gabrilowsky in dieses Leben, es hatte sich so verdichtet und sie ganz in Besitz genommen, daß sie eines Nachts aufstand, ein Licht entzündete, in ihrem kleinen altjüngferlichen Nachtsäckchen an das Geheimfach ging, mit einem eigentümlichen und taumelnden Lächeln die Memoiren ergriff und in den Ofen warf.

Da brannten sie nun mit allen Grafen, Statthaltern, Zelebritäten und Rüssen auf die Stirne . . .

Ist dessen schon Erwähnung getan, daß im Befinden des Tierchens in dieser Zeit eine schlimme Wendung eintrat? Sie trat ein, während Fräulein Gabrilowsky ihr großes Glück erlebte und während der kleine Willi zusehends gesundete unter ihrer Pflege. Das Tierchen wurde alt, es wurde reizbarer von Tag zu Tag und machte beträchtliche Mengen schlechter Luft um sich her. Es wollte nicht schlafen, nicht fressen, es verlor alle Zähmheit, schoß im Käfig umher, wenn das Fräulein in die Nähe kam, und pfliff ganz hohe Töne aus seinem böse gewordenen Mund. Es hatte einen Haß auf alle Welt, und sein Todfeind war Doktor Röbbeling.

»Es geht nicht mehr mit dem Tierchen,« sagte der, wenn er eine Zeitlang neugierig das kleine Geschöpf beobachtet hatte; »wir quälen das Tier nur und es verdirbt die Luft in unerlaubter Weise. Ihre Erinnerungen in allen Ehren, Fräulein Gabrilowsky, aber das geht zu weit.«

Das Fräulein wehrte sich nur schwach. Wo waren ihre Erinnerungen.

»Der Bub hängt so an dem Tierchen,« sagte sie ungewiß.

Das Tierchen begann zu husten; es brachte kleine röchelnde Töne aus seinem abgemagerten Körper, es wand sich dabei vor Schmerzen. »Da hilft nun nichts. Das Tier muß vergiftet werden,« sagte Doktor Röbbeling und legte seinen Suggestionsblick auf Fräulein Gabrilowskys Nerven.

»Wenn es sein muß —? Mit Ursen?« sagte sie wehrlos.

»Ich bringe morgen etwas mit; es wird kaum eine Sekunde dauern —« versprach der Doktor. Das Fräulein spürte wieder den Schauer, die Mischung aus Angst und Süße. Von deiner Hand zu sterben — faselte es in ihr. Sie starrte seine Hände an, bis er diese geniert in den Hosentaschen unterbrachte.

Am nächsten Tag geschah es; es dauerte nur eine Sekunde. Willi weinte nachher, aber das Fräulein war in sonderbar gehobener Erregung; sie hatte heiße rote Wangenknochen an diesem Abend, sie bewegte das Vogelköpfchen in der alten sprunghaften Weise, und auch den Fingern wollte keine Suggestion zur Ruhe verhelfen. »Ich habe dir alles hingegeben —« sagte sie, als sie im Finstern lag. Es war nun so, daß alle Sätze, die vorher in den Memoiren ein Unterkommen gefunden hatten, sich in ihrem Hirn aufstauten, sich herumtrieben und Hitze ausstrahlten: Ich habe dir alles hingegeben . . .

»Bei Kreitleins wird nun bald etwas Kleines ankommen,« sagte der Doktor an einem der nächsten Abende;

»es ist ein wahres Glück, daß wir den Buben fast gesund haben. Wie lange waren Sie isoliert? Fünf Wochen? Frau Kreitlein kann sich bei Ihnen bedanken. Na, nun ist die Ansteckungsgefahr vorbei. Ich will die Leute von der Desinfektionsanstalt bestellen, sie können am Montag kommen und dann ist alles wieder, wie es vorher war.«

Er wusch sich die Hände, trocknete sich mit Sachlichkeit, sagte: »Auf Wiedersehen« und ging davon.

Fräulein Gabrilowsky stand in ihrem Zimmer zwischen den grünen Wänden, es war sehr stumm da, das Tierchen war tot, der Käfig sah aus wie leergebrannt. Auch die Tischlade, das Geheimgeschloß, war leer. Kein Geld drinnen, keine Memoiren. Fräulein Gabrilowsky stand und schaute auf den dunklen Fleck von Herrn Schneffes Lieblingsplätzchen.

Dann ist alles wieder, wie es vorher war, dachte sie.

Aber wie es vorher war, darauf konnte sie sich nicht besinnen.

\* \* \*

»Nein, Fräulein, wie stellen Sie sich das vor?« sagte Frau Mannecke, Konditor Mannecke in der Mollerstraße; sie hatte etwas Schokolade im rechten Mundwinkel und blieb hinter dem Ladentisch sitzen, während sie sprach. »Wie stellen Sie sich das vor? Erst lassen Sie uns sechs Wochen lang sitzen und dann kommen Sie wieder? Glauben Sie, wir warten auf Sie? Wer hätte dem Kind zu Weihnachten 'Stolzenseßel am Rhein' ein-

lernen sollen, wie? Übrigens war Ihre Methode schlecht, daß Sie es wissen. Berchen konnte ja nicht einmal mit zwei Händen spielen. Aber bei dem neuen Fräulein, da flutscht es nur so.«

»Kann sie jetzt mit beiden Händen zugleich spielen?« fragte Fräulein Gabrilowsky mühselig.

»Ja! Ja! Jetzt kann sie es; es kommt auf die Methode an, verstehen Sie; wir sind mit dem neuen Fräulein sehr zufrieden.«

Fräulein Gabrilowsky empfahl sich. Sie ging etwas betäubt die Mollerstraße hinunter, die Westendstraße durch und bis zur Kaiserstraße. Sie war immer ein wenig betäubt in den letzten Tagen. Es eilte ihr auch nicht sehr damit, zu Krönjes ins Proviantamt zu kommen. Im Grunde war dem Budget für diesen Monat doch nicht mehr zu helfen. Sie trödelte sich durch den Norden hin, bis sie in Krönjes zugigem Vorflur stand. In die Stube wurde sie nicht gebeten.

»Menschenkind,« sagte Frau Krönje, »Sie sind ja nicht bei Frost. Bleibt man sechs Wochen von der Stunde aus? Nu sind die Bengels bei den Wandervögeln eingetreten und spielen Mandoline. Das macht ihnen Spaß. Uns Klavier bringt die nun kein Herrgott mehr. Es sind entseßliche Kinder, meine.«

Fräulein Gabrilowsky trat den Rückzug an, vorbei an Schloten, Bauplätzen, Pfützen, Mordgesichtern, Doppelposten. Sie ging ganz langsam und das Köpfchen hing ihr in angestrengtem Besinnen vornüber. Sie wollte

sich auf etwas Wichtiges besinnen und konnte es. Es gab in der ganzen Welt kein Kränzchen, das deplacierter war als das auf ihrem Hut.

Sie schlich durch den Kohlenhof, stolperte die Treppe aufwärts, man hätte vergessen, das Licht anzuzünden und betrat die Kreitleinsche Wohnung.

Kreitleins waren in der guten Stube versammelt und brachten alles wieder in Ordnung. Das Kinderbett war schon herausgeschafft, der Willi saß auf dem Sofa und stopfte sein Abendbrot. Der Vollbart schob das Pianino zurecht, Frau Kreitlein stand mit gefalteten Händen und in fortgeschrittenster Verfassung daneben und freute sich.

»Na nu, da ist sie jetzt,« sagte sie und bekam zusehends ihren Anfall. »Ich sage doch immer, warten Sie man noch 'n Augenblick, sage ich, sie kommt gewiß gleich, einen Augenblick will ich noch warten, sagt er, aber nicht lange, ich hätte ihr gerne adschö gesagt, bevor ich fortfahre, na, denn warten Sie doch, sage ich, und da hat er auch gewartet bis eben. Nein, Frau Kreitlein, sagt er da, nun kann ich nicht mehr warten, ich muß ja noch einpacken und um Zehne geht mein Zug nach Elberfeld, sagt er, ich wußte doch gar nicht, daß Sie wegkommen, sage ich, das wird die ganze Straße sehr leid tun, ja, sagt er und lacht übers ganze Gesicht, das ist auch schnell gekommen, nun werde ich als Volontärarzt in ein Irrenhaus bei Elberfeld zugelassen, ist das nicht ein Viechsglück, sagt er, wo mich das Pachtologische immer so interessiert hat, na, nun muß ich aber wahrhaftig gehen und sagen Sie das Fräulein nur,

es täte mich leid, sagt er, daß ich ihr nicht adschö gesagt habe und sie sollte sich mit den Nerven zusammenhalten und auch auf ordentliche Nahrung sehen, sagt er, und kaum ist er fort, da kommen Sie nun daher, mein Mann sagt noch, wirst sehen, sagt er, kaum er fortsein wird, kommt sie angezuckelt, na, das ist nur so eine Redensart, Sie müssen es ihm nicht übel nehmen, er ist gelernter Schlosser, die reden alle geradeaus —«

»War Doktor Köbeling da?« fragte das Fräulein schwach. »War er da, indessen ich fort war?«

»Nu, ich sag 's doch,« erwiderte Frau Kreitlein und klappte abschließend den Mund zu.

»Ich hätte vielleicht mit der Straßenbahn fahren können —« sagte das Fräulein noch und verstummte dann auch. Sie schaute noch einige Minuten das fremdgewordene Zimmer an, die Gaslampe war zur Decke hinaufgeschoben, die Möbel zurechtgerückt, im Ofen verlosch ein kleines Holzfeuerchen. Der Spiegel warf Wellen, das sah sie erst jetzt, er warf das verzerrte Bild einer armseligen kleinen Person mit einem haltlosen, bekränzten Hütchen ihren Augen entgegen.

Der Willi am Sofa saß vor einem Berg Pfannkuchen und kaute, daß ihm die Schläfen krachten. Er schien noch dicker, munterer und gesünder als zuvor nach dem langen Liegen. Das Fräulein strich an ihm vorbei, nahm seinen Kopf unter ihre Finger und flüsterte ihm zu: »Bist du mein Bub?«

Er gab ihr einen kleinen Stoß, einen kleinen, abwehrenden, schamhaften Bubenstoß und kaute wortlos weiter.

Das Fräulein stand da, niemand kümmerte sich um sie, es trat ein sonderbar flehender und irrer Ausdruck in ihr Gesicht und verschwand gleich wieder. Sie öffnete die Türe ihres Zimmers, trat ein und schloß sorgfältig hinter sich. Sie entzündete das Gas, das Streichholz sengte ein wenig ihre Finger, das war beinahe angenehm. Das Zimmer war ungeheizt, es hing ein kalter Dunst von Verlassenheit und Gestorbenem im Raum. Die Luft war nicht schlecht, nein, nicht geradezu, sie war zu Tierchens Lebzeiten schlechter gewesen: nur ließ sie sich nicht atmen. Das Fräulein öffnete das Fenster, tief unten lag der Kohlenhof schwarz wie ein Brunnen und ohne Schritt. Der Käfig starrte leer. Die Lade war leer. Das Tierchen tot, die Memoiren verbrannt, das Geld verstreut, die Stunden verloren.

Grüne Tapeten, ja, erst Aufblühen und dann Verfallen, Tod durch Gift, hinter vergitterten Fenstern, unten die schwarze Schlucht, ich habe dir alles hingegeben, alles habe ich dir hingegeben — es waren Stimmen im Zimmer, die redeten, eine Stimme und noch eine, und wieder eine — und es war eine Leere hinter den Stimmen, in die man nicht hineinblicken vermochte . . .

Fräulein Gabilowsky trat wieder in die gute Stube und schaute Kreitleins an.

Herr Kreitlein hatte das Pianino zurechtbekommen, er stand nun davor und tippte mit tiefgründiger Miene immer denselben Ton an. Frau Kreitlein hatte am Sofa Platz genommen, ihre gesegneten Massen breiteten sich

ungehemmt über den roten Samt. Sie hielt mit einer Hand Willis Schulter umfaßt und mit der anderen stopfte sie ihm Pfannkuchen in den Mund. Willi schmiegte sich zufrieden in die mütterlichen Fleischwogen, und laute und schluckte, unermüdblich und erfreut.

»Nu haben es Kreitleins wieder hübsch,« sagte sie, »nu ist es wieder gut, wenn nu noch das Zweite kommt und ist ein Mädchen, dann kann es ja woll Gabriele heißen, das wäre nicht zu viel für alle Treue und Liebe von das Fräulein, nu, Vater, laß doch den Pinjano zufrieden, du lernst es ja doch nicht, nu laß ihm doch zufrieden, der Willi, das Gbr, hat doch noch Schwäche im Koppe, Willi, nu mach und is auch, daß du wieder bei Kräfte kommst, nein, was ist es doch für ein schöner Abend, daß nu alles wieder in Ordnung ist und wenn es nicht zu viel verlangt wäre, dann täte uns das Fräulein mal zur Feier des Tages sozusagen den Schopäng spielen, schade, daß das Itis es nicht erlebt hat.«

Fräulein Gabilowsky tat ein paar Schritte dem Klavier entgegen; es war ihr dunkel, Musik könnte irgend etwas lösen in dem ungeheuer wachsenden Druck, der sich auf sie zu senken begann. Als sie jedoch dem Spiegel gegenüberstand, da trat folgendes ein: Kreitleins, das Zimmer, ihr eigenes Bild wuchsen und wuchsen, wurden deutlicher und deutlicher, kamen näher, es war, als drehe man ein Stereoskop auf, bis zu einem Grad der Nähe und Deutlichkeit, die unerträglich war. Was sie am deutlichsten, am unerträglichsten noch ganz zuletzt sah, als schon

der Druck sie fast zerpreßte, das waren Willis volle, runde Backen und seine friedlich kauenden und schluckenden Schläfenmuskeln.

Da aber geschah es. Da lockerte sich etwas in ihr, ließ aus, gab nach, zerbrach. Sie trat die Flucht an in Regionen, wo sie nichts von sich wissen brauchte. Sie stieß einen gurgelnden, tierischen Laut aus, die Fäuste ballten sich ihr, Schaum floß aus dem Mund, die Augen vertieften die Höhlen, es warf sie über den Buben und zwang sie, ihn zu würgen, ihn, den gesunden, sattgeessenen, ihn, der nicht ihr Kind war . . .

Herr Kreitlein riß sie von dem Kind los, Frau Kreitlein kreischt Angsttriller, Schritte knirschten durch den Kohlenhof, Fenster rissen auf, Köpfe fragten, Nachbarn rannten, Schuhmannshelme hasteten dem schreienden Haus zu, Telephone heischten Hilfe. Doktor Köbeling beugte sich über ein tobfüchtiges Nervenbündel, ein Auto hielt vor dem Haus, Sanitätswärter tappten schweren und eiligen Schrittes über die Treppe und banden wahn-sinnige Arme am Rücken zu einem Knoten.

Doktor Köbeling fuhr mit dem Auto noch bis zur Sanitätsstation mit und übergab den Fall dem diensttuenden Kollegen. Aber er erreichte trotzdem noch den Zug nach Elberfeld.

So fing es an.

Es lief ein Mädchen vom Schloß herab, lief durch den Birkengang, hinunter bis zum See, stand einen Augenblick, nur einen, am Uferrand und ging dann in das Wasser hinein mit geschlossenen Augen und einem eisernen Mund. Hinter trüben Wolken sah ein verschlafener Mond zu und verkroch sich dann. Es wurde ganz finster, in der Dunkelheit schwärmten kleine Strandwellen, klatschten an die Boote und blieben am Ufer zurück. Ein dünner Wind sprach mit Schilfhalmern und einmal erwachte auf der Enteninsel Vogelschrei und Flügelschlagen. Das Mädchen ging in das Wasser hinein, es fühlte die Röhle steigen und steigen, bis ihr Mund darin versank und ein großes Rauschen über ihr zusammenschlug und sie aufnahm; Tang zog ihre Glieder in sich und bedeckte bald ihr schlafendes und erlöbtes Gesicht. Der Mond kam noch einmal, er sah Kreise in Kreise schneiden, er goß ein wenig Metall auf schwarze Wellen, die sich glätteten. Später suchte eine Fackel ufertwärts und Stimmen wanderten in der Nacht um den See. Aber die hörte das Mädchen nicht mehr.

Am nächsten Tag gebar der See ein Kind. Eine Teichrose erschloß sich im Tau der Frühe, und in ihrem Kelch,



dort, wo er rostig zu tiefen beginnt, lag das kleine, winzige Nixenwesen mit staunenden Augen. Es hatte Blumenlieder, die schnell wuchsen, wie Blumen wachsen. Es sah dem Mädchen am Teichgrund ähnlich, aber es hatte kleine silberne Flossen an den Fersen und es verstand die Sprache der Menschen, der Tiere, der Pflanzen, der Wolken oben, des Schilfs im Wind. Nur was das schlafende Antlitz am Seegrund erzählte, das konnte es nicht verstehen. Es schwamm im See, schien die Sonne, dann hatte es helle Augen, war froh, schöpfte Wasser mit beiden Händen, ließ die Tropfen zu Perlen werden, spielte mit ihrem Schimmer, blies darauf und warf sie wieder als Wasser zurück in das Element. Die Wellen schwächten und neckten, Silberfüßchen nannten sie das Kind, Nixe Ringelhaar und Blumentöchterchen. Das Nixenkind lag im Sonnenschein auf den Steinen, die von der Enteninsel ins Wasser wateten, und sang; sie sang so kleine Lieder, die sie von Schilf und Seerosen lernte. Die Sonne scheint, sang sie, es war das ganze Lied: die Sonne scheint.

Der Wind lief über den See, sie sah ihn, er hatte einen Kranz aus ersten gelben Blättern im Haar, den warf er in den See. Er sprang ins Wasser, die Wellen zankten und hoben die Köpfe, das Schilf wich zur Seite, er schöpfte Wasser und spritzte kleine weiße Schaumflocken in die Luft. Er pfliff wie ein Junge.

»Wohin, Gefelle Wind?«

»Vom Meer herunter, aus dem Norden, es ist noch Salz auf meinen Lippen.«

»Wohin, Gefelle Wind?«

»Zum Birkengang, die gelben Blätter pflücken und weiter, zum Schloß, die Windfahne ärgern und weiter ins Land hin.«

»Wer wohnt im Schloß?«

»Menschen —« schrie der Wind, er war schon oben am Hügel und zauste die alte Buche am Bart.

Wolkenfrauen wanderten daher am Abendhimmel, Fahnen wehten vor dem aufsteigenden Mond einher, silberne Reiter mit aufgereckten Armen trugen sie.

»Wolken,« sang das Nixenkind; »Wolken, wo wandert ihr hin?« Es war ein Lied: Wolken, wo wandert ihr hin...

Es kamen dunkle Tage, kalte, der See fröstelte, Schauer knitterten seine Fläche; die Wildenten beratschlagten jeden Abend von Zug und Reise; das Nixenkind bekam dunkle Augen, es wollte nicht mehr spielen. Ihr trübten Tage... sang es über den See hin. Es tauchte zum Grund, suchte im Tang das weiße schlafende Antlitz und sann lange darüber hin mit seinen verdunkelten Augen.

»Mensch?« fragte die Nixe. »Warum schweigst du?«

»Sie ist gestorben,« flüsterte Schilf und Tang. Die Fische zogen langsam vorbei, es war grüne Dämmerung da unten.

Die Nixe rührte behutsam an die geschlossenen Lider.

»Was ist das: gestorben?« fragte sie. »Warum bist du gestorben, Mensch?«

»Aus Liebe,« murmelten Wellen.

»Was ist Liebe?« fragte die Nixe; das Antlitz schwieg. Lange saß das Nixenkind an den trübten Tagen da unten

und sann. Es beugte sich über das Gesicht, neigte sich ihm zu wie einem Spiegel.

»Schönes Gesicht,« flüsterte die Nixe; »Menschenantlitz, willst du mir Schwester sein? Ich bin so sehr allein.«

Die Sonne kam wieder; die Nixe tauchte auf, legte ihr Gesicht zwischen die Knospen der Seichrosen, sie schloß die Augen und sang ein neues Lied: Ich bin so sehr allein . . .

Da klagt die friedlose Seele, sagten die Fischer im Seedorf; im Winter lag sie unter dem Eis; das Frühjahr wird sie heraufbringen. Die Nixe schwamm zwischen neuen grünen Schilftrieben, die sich sonnenwärts dehnten, sie war froh und traurig zugleich, sie hatte einen ganzen Winter lang über dem schlafenden Angesicht gesonnen und wußte es nicht. Im Schloßgarten tanzten Apfelbäume einen Frühlingsreigen, sie schritten wie weiße Mädchen in die Wiesen hinein, und ihr Duft wehte mit Vogelklang und Blüten über das Wasser. Die Nixe lag nun gerne näher dem Ufer, zwischen den Seerosen, und wartete auf den Abend. Hinter dem Schloß kam er her mit seinen sanften Augen, ein Jüngling im dunklen weiten Mantel.

»Lieber Abend,« sang die Nixe und breitete ihm ihre Handflächen entgegen; »lieber Abend, komm mir näher . . .«

Der Abend schritt an ihr vorbei, seine Sohlen ließen Feuchte an träumenden Gräsern hängen. Hinter ihm stand das Schloß auf mit erhellten Fenstern, Klang zerflatterte, Stimmen, Lachen, Musik, klingende Bläser. Menschenklang.

Im Morgengrauen zerriß harter Knall die Luft über dem See, es hing noch Nebel in allen Wipfeln. Auf der Vogelinsel hob sich Geflatter und Wehklagen auf, im Wasser schwamm eine Wildente, und ein kleines rotes Rinnfal zog hinter ihr her. Im Boot stand ein Mensch und lachte. »Apporte, Lavendel!« rief er.

Lavendel, der Hund, arbeitete sich zu dem getöteten Tier und schwamm zum Boot; von der Bank im Heß erhob sich eine zweite Gestalt, eine dünne Hand griff ins Wasser und half dem Hund heraus.

»Schade —« sagte der Mann, der zu der Hand gehörte; es war ein kleiner Mensch, nicht eben bucklig und doch auch nicht ganz gerade; wie ein Baum, der auf der Heide allein steht, von jedem Sturm gebogen, sah er aus. Er wurde Lavendel genannt, wie sein Hund.

»Was ist schade?« fragte der andere, der mit der ranken Gestalt und dem Lachen.

»Schade um die Stille — schade um das Tier — sehen Sie es an, es hat Flügel wie Edelsteine — nun wird es von einer Köchin gerupft. Schade um das Lied, das wir unterbrachen —«

»Welches Lied denn?«

»Es war früher ein Lied in der Luft; vielleicht sang es der See; oder wir haben eine Nixe bei der Morgentoilette gestört; sie kämmt sich mit goldenem Kamme und singt ein Lied dabei — wissen Sie, so —«

»Ein Lied. Unsinn. Sie hören wieder das Gras wachsen, Lavendel.«

»Ja. Ich höre das Gras wachsen — manchmal. Ich lege abends den Kopf in die Wiesen, da höre ich es; jeder Halm sagt es: Ich wachse, liebe Mutter, ich wachse . . .«

»Das sollten Sie Bratt erzählen! Er würde gleich Plakate drucken: Der Geiger Lavendel, der das Gras wachsen hören kann —«

»Ja — Bratt,« sagte der Kleine und versank wieder im Beck.

Der Große, Lachende warf die Ente ins Boot und trieb mit starken Ruderschlägen dem Uferschilf entgegen.

Das waren Menschen, dachte die Nixe. Wie sie sprechen können und lachen. Der Klang ihrer Stimmen hing noch lange in der Luft. Die Nixe tauchte zum Grund und rührte an die schlafenden Lieder.

»Mensch —« flüsterte sie; »es waren Menschen am See. Erzähle mir, wie Menschen sind.«

Aber das Antlitz blieb immer stumm.

Abends tobten übermütige Stimmen den Birkengang herab, die Mädchen liefen voran in ihren hellen Kleidern, hinterher kamen die jungen Männer, Diener trugen Körbe mit Wein zu den Booten. Im Ufergras wurde getafelt. Der Jäger vom Morgen hatte das schönste Mädchen neben sich, eines mit dunklem Haar und hellen Augen. Er wurde mit vielen Namen genannt: Prinzliche Gnaden, sagten sie ihm, Eure Herrlichkeit, und Heinz. Einer sah unfern von ihm, der war ganz lang und mager, sein Gesicht hatte nur Ecken, er trank und trank, ohne die Trockenheit seiner Augen vermissen zu können. Ihn nannten sie Fal-

staff, aber er verwahrte sich dagegen. »Bratt, meine Damen,« sagte er; »schlichtweg Bratt, wenn ich bitten darf. Ich bin nicht gesonnen, als Verführer der Jugend und durchlauchtigster Tugendhaftigkeit im Spiel aufzutreten.«

Sie spielten also. Die Nixe verbarg sich im Schilf und horchte und suchte zu verstehen. Wie unbeschwert die Stimmen der Mädchen waren! Die Schöne neben dem jungen Fürsten sang später auch, sie hielt dabei ihr Weinglas in der Hand und warf Rosenblätter in den gelben Wein, indessen sie sang. Sie sang etwas vom Süßen Mädels und daß Küssen keine Sünd' sei. »Das ist ein Schlager!« sagte Bratt, der Fürst küßte sie auf den Mund, und alle wurden noch vergnügter. Die Nixe verstand das Lied nicht, nicht die Worte, nicht den Ton, es schien ihr sinnlos und machte sie traurig. Solche Lieder möchte ich auch singen können, dachte sie, und schaute immer den Jäger an.

Im Schatten einer Kastanie erhob sich Lavendel, nahm seinen Hund am Halsband, schritt zu den Booten, er löste eines und trieb sich mit sachten Ruderschlägen hinüber zur dunklen stillen Enteninsel.

»Unser Hofnarr sucht die Einsamkeit,« sagte der Fürst, und alle lachten. »Wir sind ihm zu gewöhnlich; nicht genug lavendelblau,« meinte der lange Bratt.

Sie sind gewöhnlich, dachte die Nixe; so heiter sein um Nichts, so unbeschwerte Stimmen haben, sinnlose Lieder singen, einen auslachen, der traurig ist und den Schatten aufsucht: das nennen sie gewöhnlich sein, in ihrer Sprache.

Ich möchte gewöhnlich sein. In ihr tat etwas weh, mit einer seltsamen Mischung von Schmerz und Süßigkeit und Angst und Verlorensein. Es schien ihr, während sie vom hellen Ufer fortschwamm der Enteninsel zu, auch aus ihrer Brust rinne es wie ein rotes Rinnfal in den See; sie dachte an die getöbete Ente. Habe ich denn ein Herz? fragte sie erschrocken. Von der Enteninsel schwebte Geigenklang; dort saß Lavendel im Ried und geigte. Sein Lied verstand die Nixe ohne Worte, wie sie Schilf und Wellen verstand. Ich habe Sehnsucht, sagte das Lied. Die Nixe legte sich auf einen Stein und horchte in die Nacht. Das Lied verstand sie, als wäre es ihr eigenes. Aber vom Ufer her, das Lachen und Reden, das Rüssen, Gläserklingen, all diese unbedenklichen, schwerlosen Laute verstand sie nicht, und doch wurde sie zu ihnen gezogen in Bitterkeit und Süße. Die tanzten jest, die am Ufer; eine Mandoline zirpte, der Jäger pfiß ein paar lecke Töne, sie tanzten, anders als Apfelbäume im Blüten Schnee und kleine Mondwolken; dennoch war es Tanz; auch er goß dieses bittersüße und brennend verlockende Gefühl in die Nixenbrust. Sie tauchte zum Grund und sagte es der Schlafenden unten dicht an das Ohr: »Mensch, ich möchte sein, wie die in hellen Kleidern sind; lehre mich ihre Lieder und ihre Tänze. Ich möchte neben dem Jäger sitzen, und er soll mich ansehen, wie er die Menschenmädchen ansieht.«

Ich habe Sehnsucht, sang die Geige oben, es klang bis zum Grund, zu den schweigsamen Fischen und dem stummen Antlitz ...

Ich habe Sehnsucht, sang die Nixe nun in allen Nächten; ich habe Sehnsucht ... Es war ein Lied, in dem alle anderen Lieder eingebettet schlummerten: ich habe Sehnsucht. Im Schloß war ein einziges Fenster schwach erhellt, im Turm, unter der Wetterfahne, dort klang die Geige Antwort in das Dunkel: Ich habe Sehnsucht ...

Aber nicht dies war es, was das Klopfen in der Nixenbrust verlangte. Nicht Lavendel, den Künstler, suchte es ...

Vom Schloß her kam viel Mühe über den See in dieser Zeit; bald klrten die Bootsketten, bald trieb Ruderschlag und Segelklatschen am Wasser, Jagdlärm war am Ufer, die Enten jammerten ratlos, die Abende waren voll Tanz, Gelächter, Geflüster hinter Büschen. Am Morgen beklagte sich ein alter Diener bei einem alten Gärtner. »Er treibt es toll,« sagte er; »was bringt er uns für Leute in das Haus? Komödianten und Zirkusgesindel! Der alte Fürst hätte es erleben müssen. Jede Nacht Getanze und Gesaufe. Der ganze Kavalliersflügel voll solcher Dämchen. Und der lange Bratt, der ihm das Geld aus den Taschen zieht. Und der Musifant, der die ganzen Nächte durchwinkelt. Man ist ja nicht mehr wie bei einer Herrschaft, man ist wie im Narrenhaus.«

Der Gärtner gab nicht einmal Antwort. Das tote Mädchen am Seegrund war sein Kind gewesen. »Er hat ein kurzes Gedächtnis, unser gnädiger junger Herr —« sagte er später und beugte sich wieder über den Spaten.

Ruhelosigkeit war auch über die Nixe gekommen; es trieb sie hin und her, überall spähte sie und horchte und

wollte den Menschen das Ihre ablauschen. Sie hörte dies und das und dachte die Stücke zu einem Ganzen; doch blieb ihr alles fremd und unbegreiflich. Einmal sah das schöne Mädchen mit den dunklen Haaren im Boot und weinte; immer hatte sie gelacht und gesungen, nun weinte sie in ihre Hände. Lavendel ruderte, dann ließ er das Schifflein nur treiben und versuchte Trost zu sprechen.

»Es ist kein Zauber, daß er treulos ist,« sagte er; »Sie wollen ihn halten? Aber man kann Heinz nicht halten; wenn man es könnte, dann wäre er nicht mehr er, nicht mehr so schön, so hinreißend, so unbedenklich, wie wir alle ihn lieben. Ich bin treu, sehen Sie — aber mich liebt niemand. Er . . .

Es hat sich ein Mädchen um ihn getötet, « setzte er etwas später hinzu; »ich glaube, er weiß es kaum; er denkt nicht mehr daran, er versteht es nicht. So muß er sein, damit wir ihn lieben, brutal und wunderbar. Verstehen Sie es doch —«

Aber das Mädchen verstand nicht. »Ist denn das ein Trost?« sagte sie und weinte noch stärker in ihre Hände; »soll das vielleicht ein Trost sein?«

Am Nachmittag war sie wieder am See, diesmal mit Bratt. Der ließ sie ein wenig weinen, schaute ihr sachlich zu und sagte dann: »Hübscher bist du nicht mit roten Augen, mein Mädchen. Laß das Weinen. Er hat jetzt eine andere, gut. Ich verspreche dir ein Engagement, ein Engagement, wie du noch keines gehabt hast, eins A mit Stern. Operette, große Gage, erste Nummer; laß mich nur die Reklame

beforgen, und du wirst, mein Mädchen, du wirst. Laß die Sentimentalitäten den Blondinen, denen stehen sie; du wirst nur häßlich davon.«

Siehe, das Mädchen hörte auf zu weinen; es nahm die Hände vom Gesicht und schien Eröstung zu empfinden; bald lachte es wieder. Das verstand die Nixe nicht.

Immer heftiger träumte sie davon, zu den Menschen zu gehen. Sie wollte helle Kleider tragen — wo kamen sie nur her, diese hellen Kleider, die zarten Strümpfe, die Glanzschuhen — sie wollte laufen und tanzen und sinnlose Lieder singen, wie andere Mädchen. Es geschah, daß sie mit ihrer Nixenstimme ganz heimlich das zu singen versuchte, was der lange Bratt einen Schlager genannt hatte. Lavendel sagte morgens zum jungen Fürsten: »Ihr Schloß ist verheert, Heinz; die Nixen am See singen schon Operette, ich habe es heute Nacht gehört . . .«

»Mein lieber Narr —« sagte der Fürst, und ließ es auf sich beruhen.

Es geschah an einem Abend voll feuchten warmen Regens, daß die Nixe sehnsuchtgetrieben ihr Element verließ, schwankend das Ufer betrat und mit ihren Silberfäßen durch die nasse Luft schritt, den Wirkengang hinauf und dem schlafenden Schlosse zu. Der Regen verlöschte ihre nasse Spur im Sande. Ein großer Vogel flog auf und fragte: »Wohin, Blumentöchterchen?«

»Zu den Menschen.«

»Was willst du bei denen?«

»Gewöhnlich fein wie sie.«

Der Vogel flog davon und erzählte es dem Wind. Die Nixe ging weiter, schon lag Ries gepflegter Wege unter ihren Schritten und machte Schmerzen. Da traf sie Menschenlaut. Im Gebüsch rührte es sich, der alte Gärtner rief: »Uwvine! Uwvine!«

Da wandte sich die Nixe und jagte davon, flog in ihren See zurück, tauchte unter und verbarg sich tief in den Wurzeln des Schilfes.

Der Gärtner stand noch lange, er bekreuzte sich dreimal und betete: »Gott sei ihrer armen Seele gnädig.«

Es war um die Jahreszeit, da die Seerosen zu Hunderten aus der Tiefe auftauchten, auf langen Stengeln dem Licht entgegenwachsend. Sie deckten die Seefläche bis weit hinaus mit ihren schwärmerischen, blaserröteten Gesichtern. Die Nixe lag gerne zwischen ihnen, sie bewegte die kleinen Fersenschiffen kaum, lag nur unter dem Wasserspiegel, und ihr Gesicht schwamm mit geschlossenen Augen geschwisterlich zwischen den Rosen. Lavendelsah es einmal, als er im Mondschein an das Ufer kam; er kniete still ins Ufergras und schwieg. Er sah das Nixengesicht und schwieg. Später ging er auf Zehenspitzen davon und sein Lied sang stärker als zuvor in die Nacht hinaus: Ich habe Sehnsucht.

Ich habe Sehnsucht, sang auch die Nixe.

An einem dieser hellauen Sommerabende ruderte der Fürst sein Boot in den See, er hatte ein Mädchen am Steuer sitzen, sie trug ein weißes Kleid und hatte die Füße gekreuzt, die kleinen Schuhe waren mit schwarzen Bindbändern über den Gelenken verschnürt.

»Heute gefällst du mir, Kleine,« sagte der Fürst.

»Heute? Und morgen?«

»Ach, laß das Morgen. Heute bist du schön. Heute bist du das hübscheste Mädchen im Schloß. Jetzt müßtest du auch das freundlichste Mädchen sein.«

»Ich bin freundlich,« sagte das Mädchen; man sah ihre breiten weißen Zähne schimmern, wenn sie lachte.

»Nicht genug; viel freundlicher noch, viel mehr.«

»Ich verstehe Eure Durchlaucht nicht —«

»O ja, du verstehst mich; man ist nicht so naiv. Gib mir die Hand, siehst du, wie es da klopft. Soll ich dir einen Ring schenken? Ein Armband für das hübsche runde Gelenk? Sag', Mädchel.«

Das Boot machte eine jähe Drehung, da das Mädchen das Steuer aus der Hand ließ. Es trieb in die Seerosen hinein. Das Nixengesicht schwamm zwischen ihnen. »Versprich du mir zuerst —« sagte das Mädchen im Boot und hatte schon ihre Hände dem Fürsten um den Hals gelegt.

»Laß mich los,« sagte er plötzlich rauh und verfinstert. Dem Mädchen sanken die Hände verschüchtert in den Schoß. Er griff die Ruder auf und schlug sie tief in das Wasser, der Kiel pfliff, so schnell eilte das Boot dem Ufer entgegen.

Was haben Sie, Heinz?« fragte das Mädchen und versuchte noch ein lockendes Lachen. »Gute Nacht,« sagte er, und sein Herrengesicht gewitterte. »Gehen Sie schlafen. Kummern Sie sich nicht um mich.«

Im Kavaliersflügel war Lärm, in der Eichenstube trank man noch. Bratt hatte die Mandoline auf den Knien und sang mit ernsthafter Miene ein übles Lied. Die anderen lachten unbeherrscht; es lagen leere Flaschen in den Ecken, auf der Eichenplatte waren Ringe vom Wein.

»Sauft ihr ohne mich?« fragte der Fürst. »Wartet, ich will euch etwas brauen, wovon man lustig wird. Falstaff, geh in den Keller, hol' Sekt und den alten Kognak, und wenn dir auf der Kellertreppe ein Gespenst begegnet, dann erschrick nicht. Du bist in einem Schloß, Prolet; da spuket es.«

»Sollen die Mädchen her?« fragte einer. »Sollen sie uns vortanzen?«

»Nein. Kein Mädchen. Heute nicht,« sagte der Fürst.

Lavendel kam aus seiner Ecke und beugte sich über die Schulter des Fürsten. »Sie sind blaß, Heinz?« fragte er.

»Möglich. Ich habe etwas gesehen. Nein. Nichts.«

Bratt kehrte mit den Flaschen wieder; er trug sie durch die Stube, die anderen zogen hinter ihm her und sangen einen Kantus. »Kommen Sie, Lavendel, ich möchte mit Ihnen sprechen,« sagte der Fürst und trat auf die Terrasse hinaus. Draußen troff Mondlicht über Efeu hinunter.

»Es ist da etwas, wovon ich mit den Idioten drinnen nicht sprechen kann, Lavendel,« sagte der Fürst, es war ein Bittendes in seiner Stimme. Lavendel streckte beide Handflächen ihm entgegen, er liebte ihn sehr, der verbogene Lavendel den ranken jungen Fürsten.

»Mit einem Wort: das tote Mädchen schwimmt im See. Ich habe ihr Gesicht gesehen.«

Lavendel nickte nur. »Das schlafende Nixengesicht in den Seerosen: ich sah es oft —« sagte er still.

»Sie träumen,« sagte der Fürst ungeduldig. »Es muß etwas geschehen. Der See gibt sie wieder her. Man muß Stangen bringen, Fackeln —«

»Nein. Das nicht. Nein,« erwiderte Lavendel und seine kümmerliche Person geriet ganz in Erregung. »Lassen Sie es still sein über dem See und finster; und — fürchten Sie sich nicht, Heinz. Es ist ein schönes Gesicht, das zwischen den Seerosen. Kommen Sie, wir rudern noch einmal hinaus —«

Sie ruderten; der See atmete gleichmäßig dem Ufer entgegen; alles Geräusch wurde fern; ein Mondhimmel glitt in unendlicher Stille unter dem Boot dahin; es tropfte Verzauberung von den leisen Ruderschlägen. Die Stiele der Seerosen hielten sich am Bootsrand fest wie Arme. Viele Blüten schliefen schon mit süß geschlossenen Kelchen.

Da war das Nixenantlitz zwischen ihnen, schlafend wie sie, mit geschlossenen Augen am Wasser treibend.

»Da ist sie,« flüsterte der Fürst; »ich sehe sie deutlich. Sie sieht aus, als schliefe sie nur.«

Er beugte sich über den Bootsrand, tiefer und tiefer, es sah aus, als wolle er Seerosen pflücken und mit ihnen das Antlitz. Seine Finger streiften ins Wasser, Röhle rann ihnen entlang. Er beugte sich noch mehr, er sah sein eigenes Gesicht im schwarzen Wasser gespiegelt neben dem anderen und schauerte.

»Fürchten Sie sich nicht, Heinz — «murmelte Lavendel; er saß im Heck und hatte den Kopf in seinen dünnen Händen vergraben zwischen die Knie gelegt.

»Ich fürchte mich nicht; ich nicht,« flüsterte der Fürst heftig. Er legte seine beiden Hände um das Nixengeflecht, wie um eine Frucht, bog sich dem Wasser entgegen und, einer wunderlichen Verlockung folgend, küßte er die geschlossenen Lider.

Die Nixe floh nicht, sie erschrak nicht, sie blieb ganz still. Es war ihr wieder, als sickerte dies warme rote Rinnsal aus ihrer Brust, in der es klopfte, und in der Schmerzen aufwachten.

Da begann sie mit geschlossenen Augen zu lächeln.

Dem jungen Fürsten war es, als versinke er in eine Tiefe ohne Ende. Unter ihm das lächelnde Gesicht mit den Lippen, die dennoch lebten, unter dem Gesicht ein gespiegelter Himmel mit Mond und Sternen und Wolken, und unter dem Himmel eine endlose, endlose Schwärze, alles hinuntergleitend, immer gleitend in eine schwindlige Traumseligkeit, zog ihn in sich. Eine Hand hielt ihn fest.

»Was ist denn mit mir, Lavendel?«

»Man fällt leicht ins Wasser, wenn man Seerosen pflückt,« sagte Lavendel, er hatte ganz erblaßte Lippen.

»Ich bin schwindlig gewesen. Sonst ist es nichts. Danke, Lavendel. Fahren wir zurück. Ich glaube, wir leben zu lustig. Ich fange an, Nerven zu bekommen.«

Er nahm die Ruder nicht, er ließ die Hände zu beiden Seiten des Bootes in das silberne Wasser hängen.

Lavendel griff die Ruder auf und fuhr schweigsam zurück.

\* \* \*

Bratt ging mit seinen langen Beinen auf der Enteninsel spazieren; er suchte Enteneier. Es war früh am Morgen, ein vergnügter warmer Nieselregen fiel vom Himmel, der schwach blaute hinter Wolken, die immer durchscheinender wurden.

Die Nixe tauchte auf, legte sich auf die feuchten warmen Steine und sah in den Himmel.

Oha, da badet eine Dame, dachte Bratt, und setzte sich in eine Baumgabel, um unbemerkt zuzusehen.

Die Nixe lag ein wenig da, sie schöpfte spielerisch mit einer Hand Wasser, ließ Perlen auf ihre Brust fallen, sammelte sie in die Handfläche, blies darauf, bis Wassertropfen zerrannen. Dann tauchte sie wieder unter.

»Gute Schwimmerin; fein,« dachte Bratt und zündete seine kleine Schaggspeife an. Er machte die Augen klein und zielte damit über den See; im stillen schloß er mit sich selbst eine Wette ab, daß die Badende bei dem großen Stein wieder hochkommen würde. Aber sie kam nicht hoch.

Nun, dachte Bratt, was sind das für Scherze? Man wird genötigt sein, sich als Lebensretter zu produzieren. Er wartete noch einige Zeit, und als sich nichts regte, ging



er daran, sich seiner Kleider zu entledigen. Eben als er den Gummimantel ausgezogen hatte, tauchte sie wieder auf.

Unglaublich! dachte Bratt; eine großartige Leistung! Die Nixe plätscherte ein wenig, tauchte und schwamm dicht unter der Wasseroberfläche im Kreis. Bratt machte den Mund auf und sah zu. Er stieg von seinem Baum herunter und wartete. Nach zehn Minuten tauchte die Nixe wieder auf. Bratt begab sich mit entschlossenen Schritten zu den Steinen hinunter.

»Großartig machen Sie das, Fräulein,« sagte er; »meinen Respekt. Sind wohl Dreißschwimmerin? Gehören auch zum Schloß?«

»Ja —« sagte die Nixe. Ihre Stimme schwang und vibrierte; sie hatte noch nie zu Menschen gesprochen.

»Befrachten Sie: Bratt; Bratt schlechtweg; der Impresario. Haben vielleicht schon von mir gehört?«

»Ja —« sagte die Nixe.

»Sind wohl professionell Schwimmerin? Auch beim Zirkus?«

»Ich verstehe nicht alles —« sagte die Nixe leise; »ich kann Ihre Sprache nicht ganz.«

»Ah! Also Ausländerin. Um so besser; das zieht. Sind schon einmal aufgetreten?«

»Ich habe es versucht —« sagte die Nixe; »der Ries schmerzte so sehr; dann bekam ich Angst . . .«

»Nun, Lampenfieber ist eine Krankheit, die sich gibt. Wie lange können Sie unter Wasser bleiben?«

»Solange ich will.«

»Nun, nun, mir brauchen Sie nichts vormachen. Ich bin Bratt. Sagen wir also — einen Rekord; sagen wir: zehn Minuten?«

»Ja.«

»Können Sie sonst noch etwas?«

»Ich mache keine Perlen und zerblase sie wieder — so. Und manchmal finge ich . . .«

»Wizig, der Bluff mit den Perlen, sehr wizig. Nun singen Sie einmal etwas.«

»Die Sonne scheint, ich habe Sehnsucht, die Nacht kommt, ich habe Sehnsucht, Menschen, zu sein wie ihr . . .« sang die Nixe.

»Quatsch,« sagte Bratt; »mit so was kommen Sie mir nicht. Das ist Lavendel. Haben Sie nichts Ordentliches? Keinen Schlager?«

»Das ist das süße Mädel —« sagte die Nixe zaghaft.

»Nun, das ist heute schon alter Kohl; jedes Kind singt es. Wir brauchen etwas Neues, mir schwebt so etwas vor: Melusinentwalzer. Lassen Sie mich nur machen. Sie werden eine Nummer, wenn Bratt Sie lanciert. Sind Sie einverstanden, mit mir einen Vertrag zu schließen?«

»Was für einen Vertrag?«

»Ich bekomme zwanzig Prozent Ihrer Honorare und die Alleinvertretung für Europa. Dann sollen Sie Bratt arbeiten sehen. Ich will Sie schon unter die Leute bringen, ich.«

»Wollen Sie mich zu den Menschen bringen?«

»Weiß Gott, das will ich. Ich habe Ideen — Was sind Sie jetzt? Nichts. Sie können ganz gut schwimmen. Aber

Bratt hat Ideen. Ich sehe schon eine große Wasserpantomime: Die schöne Melusine; man könnte auch ein großes Glasbassin aufstellen, damit man von allen Seiten hineinsehen kann. Auf das Tritot kommt Silberfitter, dazu feine Plakate: Das Wunder Melusine — Sache, Sache, sage ich Ihnen. Können Sie gleich mit mir kommen?»

»Ins Schloß?»

»Zunächst ins Schloß; da haben Sie auch den See in der Nähe fürs Training; sobald ich die Nummer ausgearbeitet habe, gehen wir in die Hauptstadt damit.«

»Ja. Nehmen Sie mich mit ins Schloß.«

»Schön. Ziehen Sie sich mal an; ich warte so lange hinter den Bäumen dort.«

»Ich habe nichts anzuziehen —« sagte die Nixe traurig.

»Ziehen Sie nur ruhig an, was Sie eben haben; die seidenen Kleider kommen schon noch, wenn Bratt Ihnen erst die Karriere gemacht hat. Also bissechen hopp!«

»Ich habe gar nichts anzuziehen. Sie müssen mich mitnehmen, wie ich bin —«

»Nun, das ist gut!« sagte Bratt; »nun, das ist gut. Das ist ein Trick, den auch Bratt noch nicht erlebt hat. Sie gehen die Sache gut an. Nun kommen Sie erst mal raus aus dem Wasser.«

»Ich muß noch viel lernen —« sagte die Nixe demütig.

»Sie scheinen mir eine ganz gewiesene kleine Person, wissen Sie. Natürlich, lernen müssen Sie noch einiges, die Aufmachung, wissen Sie, die Rinkerlitzchen für das

Publikum. Hauptsache: Die Figur ist gut; unser Goldjunge Heinz, unser Prinz von Wales, wird sich freuen, Sie kennen zu lernen. Aber was haben Sie denn an den Beinen?»

»Flossen — —«

»Flossen. So. Also schön, Flossen. Ihr früherer Impresario war ein Esel, meine Dame. Mit Flossen darf man dem Publikum nicht kommen. Machen Sie die Flossen mal ab.«

»Das geht nicht; sie sind angewachsen —«

»Das ist aber sehr schade, sehr. Wir werden Tritot drüberziehen müssen. Mit Mißgeburten ist heute nichts mehr zu verdienen. Das heißt: eigentlich sind ja alle beim Zirkus irgendwie Mißgeburten, so ganz in Ordnung ist keiner. Nun, also, dann muß das kaschiert werden. Lassen Sie Bratt nur machen und ich verspreche Ihnen, daß jeder Sie für einen ganz normalen Menschen halten wird. Well?»

»Darum möchte ich bitten —« sagte die Nixe leise. Sie schöpfte noch einmal Wasser aus dem See und badete ihre Augen in der kühlen Handfläche; sie streifte über die Seerosen, die Schilfblätter, den schwimmenden Tang. Lebt wohl, Geschwister . . . dachte sie.

Bratt zog ihr feinen gelben Gummimantel an und trug sie in das Schloß.

\* \* \*

Das Wunder! schrien die Plakate am Eingang des enormen Zirkusbaues den Menschen zu; sie brüllten,

tobten, seegrün, mit Seerosen und meterhohen Lettern: Das Wunder. Die Schwimmerin Melusine. Größte Attraktion! Noch nicht dagewesen. Der Weltrekord! Kleine Menschen wimmelten schwarz in das hohe Zirkusportal, Wagen und Autos pufften sich in die Flanken, es roch nach Stall und Tieren bis weit auf den Platz, drinnen sumimte es bis unter die Kuppel, wo Fahnen hingen und Trapeze blinkerten; unten dämpfte Manegefand und Sägemehl das Geräusch der vielen Schritte. Schon stimmte die Musik mißtönig ihr gelbes Blech, die große Trommel knurrte verhalten.

Die Nixe saß wartend in einem Raum, der halb ein Stall, halb eine Garderobe war. Die beiden Lavendel leisteten ihr Gesellschaft, es waren ihre Freunde, Lavendel der Geiger und Lavendel der Hund. Sie saß da in ihrem silbernen Fliedertrikot und hielt den Kopf des Hundes auf den Knien. Lavendel der Geiger hatte den feinen in die Hände gestützt, wie er es zumeist pflegte.

»Ihre Augen zeigen schlechtes Wetter an, Sorinde,« sagte er; »sie sind heute dunkel —«

Sie schaute in die Spiegelfläche mit einem ziellos wandernden Blick und sagte: »Ich habe Sehnsucht; Sie wissen es ja, Lavendel —«

»Ich weiß es; Sehnsucht nach dem See, nach Pflanze und Wind und dem kühlen, reinen Element, dem man entstammt — — Ist es Ihnen schrecklich, sich vor die Leute zu stellen und Kunststücke zu machen?«

»Schrecklich, ja, Lavendel. Und doch — es sind die einzigen Minuten am Tage, wo ich wirklich lebe; ich bin im Wasser, verstehen Sie das: ich bin im Wasser —«

»Ich möchte einen Namen haben,« setzte sie etwas später hinzu.

»Nun, Sorinde, Ihr Name wird, wie Bratt sagt. Er steht auf Plakaten, in Zeitungen, in Schaufenstern —«

»Nicht so. Ich möchte einen eigenen Namen, wie jedes Mädchen ihn hat; ich möchte Anna heißen oder Marie. Was ist es nur: Bratt nennt mich Melusine, Sie sagen mir Sorinde, der Fürst heißt mich Albine und manchmal gnädiges Fräulein — ist er im Zirkus, der Fürst?«

»Ja, er ist drinnen mit Troß und Trubel; sie haben drei Logen belegt, seine Komödianten und Studenten und Offiziere.«

»Sind Damen mit?«

»Ja. Die anderen haben ihre Damen bei sich. Der Fürst ist allein. Das wissen Sie ja, Sorinde.«

»Ich weiß es,« sagte sie und streichelte den Hund.

»Er liebt Sie sehr —« sagte Lavendel tastend.

»Nicht mich; nur das Gehäufte. Er weiß ja nichts von mir. Wenn er mehr von mir wüßte, als daß ich schön aussehe — ich glaube, er würde mich eine Mißgeburt nennen, wie Bratt es tut.«

»Nun also: Sie lieben ihn sehr — Sorinde —«

»Vielleicht. Vielleicht heißt dieses Brennende, Neidvolle, Sehnsüchtige: Liebe; ich möchte sein wie er; aber

ich möchte nicht, daß er würde wie ich — oder wie Sie, Lavendel. Heißt dies Liebe? Ich beherrsche die Menschensprache noch immer nicht völlig, sie hat zu viele Worte und wieder zu wenige. Heißt das, was der Fürst empfindet, Liebe? Und auch das, was ich empfinde, heißt Liebe? Ein Wort für zwei Dinge, die so weit auseinander sind, wie — ein Seeufer vom anderen.«

Noch ehe Lavendel antworten konnte, kam Geschrei den Gang herab gerannt. »Manege frei für Nummer sieben!« rief es erst ganz entfernt. »Manege frei für Nummer sieben!« wiederholte es näher, lief an den Stalltüren und hölzernen Gelassen vorbei und pochte an die Garderobe: »Manege frei für Nummer sieben!« Bratt stand schon bereit mit dem stirrenden Chansonnettenmantel und schob die Nixe hinaus. »Nun mal bißchen hoppla, Mädchen,« sagte er. »Rufhände, Augen nach den Logen schmeißen, nicht tranig sein.«

Das Manegenrund nahm sie auf, vom Podest her schaukelte der Melusinenwalzer, ihre Sohlen schmerzten, noch immer schmerzten sie bei jedem Schritt, und das machte, daß sie nur auf den Zehenspitzen schritt.

»Die einzige Frau, die einen schönen Gang hat,« sagte der Fürst in der Loge zu seinem Nachbarn und ließ die Augen nicht von ihr. Sie warf pflichtgemäß Rufhände und Blicke mit eingelernten Gebärden. Im Sand stand das Glasbassin, eine Art von riesenhaftem Goldfischaquarium, es reichte bis zur Galeriehöhe hinauf und Bratt sprach des öfteren von Kapitalien, die er

investiert hatte. Bürger staunten offenen Mundes im Kreis. Die Nixe empfand wieder die Freude aller Abende dies unbeschreiblich Prickelnde, indes sie den Mantel abwarf, die Arme streckte und eine Sekunde über das Wasser geneigt zögerte. Dann nahm es sie freundlich auf mit seiner heimatischen Kühle.

Sie schwamm und tauchte, kam wieder hoch, schöpfte Perlen in ihre Hände und warf sie in das Element zurück, sie lag am Rücken unter dem Wasser und ließ nur ihr Gesicht auf der Oberfläche treiben wie eine Seerose, umspült von den Metallfäden ihres Haares. Der Melusinenwalzer wiegte und schaukelte. Das Publikum applaudierte von Zeit zu Zeit. Dann kam der Clou. Die Musik rasselte vorwärts, die Nixe tauchte auf den Grund und blieb unten. Im Zirkus wurde es finster, nur das Bassin war von innen mit grünen Glühbirnen erhellt. In den Bassinrund war Stein und Tang getan und machte Illusion. Das grüne Licht schimmerte, im Strahl des grünen Scheinwerfers sah man die Nixe am Wassergrund schwimmen und sich tummeln. Eine riesige transparente Uhr in Galeriehöhe zeigte die Minuten an. So oft eine Minute verfloßen war, schlug eine Glocke. Die Musik wurde leiser und leiser, sie hörte bei der endlosen neunten Minute gänzlich auf und nur die große Trommel wirbelte. Der Zirkus atmete nicht. Es war eine Ewigkeit bis zum zehnten Schlag. »Sehn!« rief Bratt, und es wurde hell.

Das Orchester spielte einen Tusch und schaukelte gleich darauf wieder in den Melusinentwalzer hinein, die schöne Melusine schwamm an die Oberfläche, tauchte auf, verließ das Bassin, das Wasser rann ihr an Haaren und Gliedern. Auf der Treppe stand Bratt mit dem Mantel, hüllte sie ein, trug sie davon.

Das Publikum raste.

Bratt trug sie zwanzigmal in die Manege und wieder hinaus, das Publikum raste noch immer. Sie hörte es noch, als sie schon durch den Stallgang ging, Bratt mit ermüdet-schlenkernden Armen hinter ihr her. Der Fürst wartete schon auf sie. »Manege frei für Nummer acht!« rief er; »Manege frei für Nummer acht.« Nummer acht war der Clown mit dem Kunstschwein; er kam langsam und mißgelaunt aus dem Stall, das Schwein trabte betrübt nebenher und ließ die Ohren hängen. Die Nixe beugte sich hinunter und flüsterte dem Tier eine Liebesong zu; das Schwein lächelte dankbar und pfffig.

»Ich würde es vorziehen, das Schwein gleich auf die Schnauze zu küssen,« bemerkte Bratt.

»Es gibt Schnauzen, die mir unsympathischer sind,« sagte die Nixe. Alles lachte, am hellsten der Fürst; aber sie hatte es ernst gemeint. »Warum freuen Sie sich so sehr, Heinz?« fragte sie.

»Es ist der erste Spaß, den ich von Ihnen höre; ich freue mich, daß Sie so hübsch grob sein können; Sie sind sonst immer gar zu sehr — Lavendel. Und heute wollen wir doch lustig sein. Im Ballhaus werden wir

erwartet — ziehen Sie sich rasch um, Albine.« Die Garderobe war voll von Blumen, auch das Auto, in dem der Fürst sie erwartete. Er schüttete ihr Blumen auf den Weg, wo er konnte, es war die immer gleiche, gedankenlose Huldigung seiner Kreise. Sie ängstigten die leidenden Blumen mit den verstümmelten Gliedern, sie hörte sie flüsternd klagen. »Die Blumen haben Schmerzen, Heinz,« sagte sie; »schenken Sie mir keine mehr. Die Blumen sagen es mir, sie machen mir Vorwürfe; ich kann ihre Sprache verstehen, nicht so gut mehr wie früher — nein, nicht mehr so gut; aber doch sprechen sie noch zu mir —« Der Fürst schaute im Schein der Autolampen von der Seite in ihr Gesicht und sagte: »Nicht sprechen, Albine. Ich goutiere diese Sentimentalitäten nicht sehr; sie sind irgendwie subaltern, zweiklassig. Schweigen Sie und lassen Sie sich ansehen — das ist genug —«

Er begann leise zu lachen und fügte hinzu: »Nein; doch nicht genug; je mehr ich Sie ansehe, je ungenügsamer macht es mich. Darf ich Ihre Hand anrühren?«

Lächerlich, dachte er zugleich; ein Mädchen fragen, ob man ihre Hand anrühren darf. Sie macht einen Lavendel aus mir. —

Er nahm ihre Hand; sie gab sie gerne, und dennoch lag sie kühl und ohne Regung in der seinen.

»Immer ist Ihre Hand kälter als die von anderen Mädchen. Sind Sie so kalt, Albine? Man hat Angst vor Ihnen. Und man ist sonst kein Feigling — auch nicht Frauen gegenüber. Wissen Sie das?«

»Ja.«

»Macht es Sie nicht eifersüchtig?«

»Das? O nein.«

»Ich glaube, Sie sitzen immer in Ihrem Aquarium, im Geiste zumindest; Glaswände ringsherum; man stößt sich die Nase an —« Sie mußte lachen und er lachte mit.

»Siehst du, jetzt lachst du,« sagte er. Ihre Lippen hatten wunderbar geschwungene Winkel, wenn sie lachte. Er griff in ihr Haar, zog sie an sich und küßte ihren Mund.

»Kalt,« sagte er und wick zurück. Schatten und Helle wechselten gleitend im Wagen und auf dem Nixengesicht. »Wohin denkst du — wohin dachtest du, während ich dich küßte —?«

»An den See —« sagte sie; »an einen Abend am See —«

Er verfinsterte sich. »Wenn Sie nicht so schön wären, gnädiges Fräulein: Sie müßten Lavendel heiraten. Er paßt zu Ihnen.«

»Kann man denn sein Spiegelbild heiraten?« fragte sie leise. Das Auto hielt vor dem Ballhaus; der Fürst half ihr schweigend aus dem Wagen; erst als er ihr den Abendmantel abnahm, begann er übermütig zu lachen. »Ein hübsches und ähnliches Spiegelbild, das muß ich sagen. Ich hoffe doch, daß Lavendels Schultern nicht so schön sind wie die Ihren — gnädiges Fräulein,« sagte er zwischen Spott und leichtsinniger Bewunderung. Im Saal drinnen tobte Musik und Stimmengewirr. Der Troß entstieg den anderen Wagen und schälte Mädchen aus Umhüllen.

»Müssen wir wirklich da hinein, zu allen —« fragte sie zögernd.

»Die erwarten uns. Es ist ein Fest, das meine Verbindung mir gibt; ein Abschiedsfest.«

»Abschied? Wovon?«

»Wir sprechen noch davon —« sagte er vage und hob schon den Vorhang, der den Saal abschloß.

Tanzmusik, Dunst, Gläserklingen, Lachen: Menschenklang. Nun kennt sie ihn, den Klang, der aus den erhellten Schloßfenstern drang, an Sommerabenden über den See hin. Sie ist mitten innen in all dem Wirbel von Leere und Erhitztheit, in diesem schwerlosen Lustigsein, den Liedern ohne Sinn, dem Lachen ohne Geheimnis. Sie trägt helle Abendkleider wie die anderen Mädchen, Seidenstrümpfe, kleine Glanzschuhe, mit Bändern über dem Gelenk verschnürt. Die Sohlen schmerzen, die Nixenflossen, die silbernen, sind versteckt, zusammengepreßt, das Nixengesicht staunt wie je; sie begreift sie noch immer nicht, diese Gewöhnlichen, und liebt sie, sehnt sich nach ihnen, noch mitten in ihrem Dunst und Lärm. Der Fürst verbeugt sich vor ihr: »Tanzen Sie mit mir, Albine?«

»Ich kann nicht tanzen —«

»Sie müssen es lernen.«

»Ja. Ich werde es noch erlernen, Fürst.«

Er nimmt eine andere in den Arm und Wirbel reißt ihn in sich. Die Nixe sieht ihm nach, es ist etwas Unbegrieffenes in ihrer Brust, etwas Neues. Sie schließt einen

Augenblick die Augen, da ist die Seeheimat vor ihrem Blick und weckt Sehnsucht.

»Immer Sehnsucht. Immer,« sagt Lavendel hinter ihrer Schulter; sie hat ihn gar nicht bemerkt. »Es gibt nur ein Lied und das heißt Sehnsucht. Am See draußen, in der Heimat, im eigenen Element: Sehnsucht zu denen hier. Zwischen diesen: Sehnsucht nach heim, nach dem See — wenn Sie es sind; nach Musik — wenn ich es bin . . .«

Er schaute in die Tanzenden hinein mit dem gleichen Lächeln, das auch um den Nixenmund war, einem etwas gequälten, bewußtlosen Lächeln. »Er ist der Schönste: Heinz,« sagte er. »Man muß ihn lieb haben.« Der Fürst ließ sein Mädchen aus den Armen, er kam mit einem Schwung wieder durch den Saal. »Tanzen Sie doch mit mir, Albine,« sagte er. »Heute bin ich lustig. Wer weiß, was morgen kommt. Sie verderben mir den Abend, wenn Sie an der Wand sitzen und mir überall nachsehen.«

»Ich sehe Ihnen nicht nach,« sagte sie und erschrak. Etwas in ihr verwandelte sich. »Ich will tanzen,« sagte sie und erhob sich. Er riß sie mitten hinein zwischen die Tanzenden. »Ist das schön?« fragte er über ihren Mund geneigt.

»Ja,« sagte sie demütig; ihre Sohlen schmerzten. Sie quälte sich und konnte nicht tanzen.

»Laß,« sagte er herrisch. »Du bist keine Tänzerin, du hast recht, es steht dir nicht, komm hierher.« Er zog sie

auf eine kleine überdachte Terrasse, Musik kam leiser in die Nacht. »Da spielen sie den Melusinenwalzer, deinen Walzer; und du kannst ihn nicht einmal tanzen.«

»Ich erlerne es, ich will es gerne lernen,« sagte sie.

»Was bist du für ein Mädchen, Albine? Du kannst nicht tanzen, du kannst nicht ordentlich lustig sein, nicht richtig lachen, du kannst nicht küssen, noch nicht einmal die Hand geben kannst du wie eine andere. Ich möchte wissen, ob du weinen kannst?«

»Ich habe noch nie geweint . . .«

»Hat dir noch nie etwas weh getan?«

»Manchmal. Manchmal ist es, als würde langsam mein Blut fortrinnen, da, aus der Brust, wo die anderen ihr Herz haben . . .«

»Wo die anderen ihr Herz haben — hast du denn kein Herz?«

»Ich weiß nicht,« flüsterte sie; »ich weiß es nicht —«

Er kniete plötzlich vor ihr und drängte seinen Kopf an ihre Brust. »Es schlägt ja —« flüsterte er.

Es schlug; sie spürte es, als wäre ein kleiner Vogel in ihrer Brust gefangen. Es schlug laut.

»Morgen muß ich Abschied nehmen, weißt du das, Albine.«

»Abschied, wovon?«

»Abschied von vielem. Abschied von allem beinahe. Auch von dir.«

Das Herz schlug, schlug.

»Was heißt es: Abschied nehmen?«

»Es heißt, daß ich hingehen muß und eine Frau zu mir nehmen, eine Fürstin mit ernsthaften Händen und gesenkten Augen. Und daß ich nicht mehr Prinz Heinz spiele und daß ich Kinder haben werde, Söhne, junge Fürsten; und das Seeufer wird still sein, keine Mädchen im Schloß, der Kavaliersflügel zugesperrt. Und es heißt Nimmerwiedersehen, Alvine, schöne, schöne, geliebte Alvine. Nimmerwiedersehen.«

Vom Saal stieß Lichtschein auf die Terrasse und auf das Gesicht an ihrer Brust. Über der Herrenstirne war eine Säbelsnarbe rot gezeichnet; die Nixe strich über die Narbe, da wurden ihre Hände warm. Es ging Verwandlung in ihr vor, Unbegreifliches.

»Dein Herz schlägt —« flüsterte der Fürst. »Mädchen, du kannst ja weinen...?«

Die Nixe legte die Hände vor die Augen und weinte.

Aus dem Saal brach Getöse. Dort führte Bratt die Polonäse an.

\* \* \*

Als sie am Morgen die Hotelstreppe herabkam in ihrem weißen Kleid, stand er schon da und erwartete sie. Er hatte eine Zigarette im Mund, das sollte gleichgültig aussehen, aber in seinen Augen tanzte die Freude.

»Guten Morgen,« sagte er. »Heute also ist unser Tag, ein Tag, der nur uns beiden gehört, von Morgens bis Abends. Ist es so recht?«

»Ja,« sagte sie und gab ihm die Hand; sie war warm, die Nixenhand.

»Wir schleichen uns fort und lassen den Drosch allein. Bratt wird sich trösten und Lavendel hat gerne Kummer. Wir ziehen allein los und spielen Mann und Frau, willst du das?«

Sie antwortete nicht und schaute nur seine Augen an und den Säbelhieb auf der weißen Stirne über dem braunen Kopf.

»Wir spielen: Herr Müller macht mit seiner Frau einen Ausflug; gefällt dir das? Du hast ja einen Tick fürs Gewöhnliche, sagtest du mir. Willst du Frau Müller sein?«

»Gerne —«

»Wir können auch spielen, du bist Sorinde, wie Lavendel immer will,« sagte er, und es schwang schon wieder Spott in seiner Stimme. »Jungfrau Sorinde, die in den tiefen Wald geht und verzaubert wird, bis Springel mit der Wunderblume kommt und sie erlöst. Ich möchte Springel sein, Jungfrau Sorinde —«

»Müssen wir immer spielen? Ist dir alles ein Spiel, Heinz?«

»Nein, es gibt gar kein Spiel so schön wie unser heutiger Tag: Heinz und Alvine haben sich lieb und bleiben beisammen, viele Stunden. Komm näher zu mir, mein Mädel.«

Er faßte ihren Arm unter und sie gingen los. Sonntagsblau wehte vom Himmel. Überfüllte Straßenbahnen frachteten Menschen ins Freie. Breite Wälder schoben schreiende Rindertwagen am Rand des Fahrdammes



hin. Hunde waren vergnügt. Kinder trugen Luftballons an den Arm gebunden. Eine Drehorgel spielte klein und verloren ihr Bettlerlied dazu. »Wie hübsch wir heute Takt halten,« sagte Heinz und schaute lächelnd auf ihre Füße nieder, die in den kleinen Glanzschuhen neben seinen braunen Stiefeln einerschritten.

»Ja, heute gehe ich leicht — es war mir nie so leicht wie heute —«

»Heute ist schönes Wetter für einen Ausflug; und in Petersbrunn werden wir Erdbeeren essen. Wir fahren mit dem Omnibus und nachher mit dem Dampfer, so gehört es zu einem Ausflug nach Petersbrunn.«

Sie lächelte; ich bin Alwine, die mit ihrem Liebsten einen Ausflug macht, dachte sie; es war ein so genügsames Glückselichsein in ihr. Sie schaute die anderen Mädchen an, die am Arm ihrer Freunde daher kamen, alle in weißen Kleidern. Sicher sprechen alle davon, daß schönes Wetter ist und Erdbeerzeit, und sind froh dabei, dachte sie; heute sehe ich ihnen ähnlich, den anderen. Aber kein Mann ist so schön wie Heinz.

»Kein Mädchen ist so schön wie du, kein einziges; ich gucke unter alle Hüte,« sagte Heinz zugleich und drückte ihre Hand.

»Hast du mich lieb?« fragte sie; alle Mädchen an diesem Sonntag fragten es: hast du mich lieb... Er schaute nur in ihre Augen.

Der Omnibus klirrte daher, er war sehr voll und unendlich vergnügt, ein dicker Herr erheiterte alle durch

bescheidene Selbstironie, er stand einem mageren Herrn auf den Füßen und auch der Magere machte Späße. Einer hatte ein grünes kleines Hütchen, auf dem ein verwelkter vierblättriger Klee hing, einer holte einen Zahnstöcher aus der Weste, klemmte sein Zigarrenstümpfchen darauf, um es bis auf den letzten Rest zu genießen. In der Ecke verkündete eine brave Hausfrauenstimme die beste Methode, Butter frisch zu halten. Eine andere hatte auf ihrer Vorderseite eine enorme Rose aus Elfenbein angebracht. Der Wagen rumpelte und schwankte und jeder Stoß lehnte sacht Körper an Körper in der Enge. »Heute ist schönes Wetter für einen Ausflug,« sagte ein feiner Herr mit weißen Hosen zu Alwine; »wer es da so gut hätte wie manche Leute!« Er seufzte mit Seitenblicken und alles freute sich. Heinz machte eine amüsierte Miene dazu. Ich werde die Narbe auf deiner Stirne streicheln, dachte sie; Wärme floß in ihr, ungekannete, neue Wärme. So war es im Omnibus. Der Dampfer hieß Melusine — ich habe es so bestellt, behauptete Heinz — und man hörte ihn schon von weitem vierstimmige Chöre singen. Ein Verein breitete Festkleider und Biederkeit über das Verdeck. Kellner liefen mit Biergläsern, rote Tischtücher wehten im schwachen Wind. Der Fluß sprudelte unter den Radschaukeln, stellte schwarzschneefige Klüfte ans Ufer, drehte bedächtig kleine Berge aus seinen Windungen, schnellte Bachstelzengewitzcher in die Luft. Alle Menschen sprachen zugleich, es schwirrte, summete, ließ Gesprächsfetzen zerflattern, und alle sprachen das

gleiche. Das Schiff war nur einer Meinung über das schöne Ausflugs Wetter und die Erdbeeren in Petersbrunn. Es trat ein Ereignis ein. Es wehte einer Dame den Hut vom Kopf und ins Wasser, einer kleinen Dame den großen Hut. Grün war er mit blauen Rosen und roten Rosen und weißen Rosen. Das Schiff regte sich maßlos auf. Der Kapitän kommandierte über seine schiefe Nase weg, der Schornstein tutete voll Größenwahn, die Matrosen liefen, die Räder peitschten Schaum aus dem Fluß und der Hut schwamm seelenruhig stromabwärts. Alles hing über die Brüstungen, man sprach sogar von Rettungsbooten. Endlich machte eine lange Holzstange sich auf, planschte ins Wasser und fing den Hut. Er wurde der Dame überreicht, sie gab ein Trinkgeld. Er war nicht mehr schön, der Hut mit den vielen Rosen. Das Schiff jubelte und lachte. Auch Alwine lachte.

Sie war aufgenommen in den Kreis der harmlos Frohen, es dampfte Gewöhnlichkeit um sie her und sie stand nicht abseits, sie lachte, ihre Hand war warm, ihre Sohlen schmerzten nicht, ihr Herz klopfte. Wenn sie Heinz ansah, klopfte es, es war ein unbedeutliches Herz; ohne Gestern, ohne Morgen segelte es im Heutigen dahin und war froh.

»Ich bin froh, Heinz, ich bin froh,« sagte sie; er lachte ihr unter den Hutrand, seine Augen kamen den ihren ganz nah, er drückte heimlich ihre Finger und sagte: »Du bist mein süßes Mädchen.«

Das Schiff unternahm an der schwingenden Landungsbrücke unendlich wichtig-tuerische Landungsmanöver. Unter Linden lag Petersbrunn. Es hatte eine lustige Seite und eine ernsthafte. Die lustige Seite warf Schaukeln in die Luft, kreischte Orchestriertöne, wirbelte Karussells, wimpelte Papierrosen vom Tanzboden, knallte aus Schießbuden. Die ernsthafte Seite ließ einen Buchenwald sanft bergan steigen mit Heckenrosenduft an schweigenden Wiesenrändern. In der Mitte lag das Wirtschaftshaus mit seinen Kolonnen grüner Gartentische, gewürfelter Tischtücher, mit numerierten Kellnern, hungri-gen Familienhäuptern, mit bettelnden Stühnern bei jedem Tisch und dem traditionellen Petersbrunner Menü.

»Hier muß man Gänsebraten essen und Gurkensalat und viele, viele Erdbeeren,« sagte Heinz und suchte verständig die Weinkarte ab. Der Kellner triefte Besessenheit um den feinen Herrn, der Moselwein bestellte.

»Du bist hier sehr zu Hause,« sagte Alwine.

»O ja, ich kann dir sämtliche Petersbrunner Sehenswürdigkeiten zeigen, vom Kirchturm angefangen bis zur besten Wurstbude.«

»Du warst schon oft hier — mit anderen Mädchen?«

»Ja. Ich war vorher schon hier mit Mädchen. Aber heute ist es das letztemal. Nach heute komme ich nie mehr mit einem Mädchen her,« sagte er und wurde ein wenig ernst: gleich darauf tanzten seine Augen wieder: »So hübsch wie du war keine; sei nicht eifersüchtig, mein Schatz —« sagte er und hob ihr das Glas entgegen. Alwine